

Tapfer unter trübem Himmel

Erzählung aus der Innerschweiz von Josef von Matt Stans 1901-1988
mit Bildern von Marianne Borgula-Christen Kriens 1930-2021

Nidwaldner Kalender 1985

Der Regen rann in Schnüren und platschte an die Windschutzscheibe. Auf der Strasse lag angeschwemmter Kies. Leopold hatte Mühe, bei der schlechten Sicht die steile Strasse hinab zu fahren. Seine Frau, Madeleine, ängstigte sich. Sie redete unablässig auf ihn ein. Wenn sie wieder auf eine enge Kurve zufuhren, sprach sie in der Aufregung französisch. Die Kinder auf dem hinteren Sitz lachten und fanden es lustig, wenn der Wind den Regen wieder an die andere Wagenseite peitschte. Arthur, der Sechstklässler, spielte den Unerschrockenen. Catherine, die Jüngere, versuchte die Mutter zu trösten.

Ohne auf das Reden zu achten, lenkte Leopold seinen grossen Wagen durch das Gewitter und den Sturm. Vor kurzem hatte er vor sich noch einen kleinen Wagen gesehen, flink und tapfer, nun aber nahmen ihm die felsigen Kurven die Sicht.

In einem Nebental im Tessin darf man nicht bequeme, breite Strassen erwarten, muss zufrieden sein, wenn man heil hinunter kommt. Wieder schwänzelte der Wagen vor ihm munter in die Kehren. Ein heftiger Regenguss nahm ihm die Sicht. Er musste anhalten, warten, bis er wieder besser sehen konnte. Madeleine schwieg. Da vernahm er durch das Rauschen des Regens einen Knall, ein Krachen und einen Schrei. Auch die Kinder hatten es gehört und waren aufgestanden, wollten das Fenster öffnen und hinausschauen. Aber der Regen trieb die Köpfe bald wieder zurück.

Bedächtig fuhr Leopold weiter. Neben dem Randstein auf der linken Strassenseite lag ein Stück rotes Blech. Auf der nassen Fahrbahn war keine Spur zu sehen. Leopold hielt an, nahm das Pannenzeichen unter seinem Sitz hervor und schickte Arthur in den Regen hinaus, nachkommende Wagen zu warnen, stieg aus und schaute über das Bord hinunter.

Er kam zurück und sagte: «Die hat noch Glück gehabt, sie liegt im Gras, gib mir mein Köfferchen.» Madeleine rief ihm zu: «Aber Leopold, du wirst doch nicht bei dieser Sintflut ... Du wirst dich erkälten, wirst hinunterfallen.» Catherine sprang auf ihrer Seite aus dem Wagen und eilte dem Vater nach, das Bord hinab und bis zu dem kleinen Wagen, der auf dem Dach lag und übel zugerichtet war.

Weiter unten streckte eine Mädchengestalt ihre Beine ausgebreitet in das nasse Gras. Eine Flut brauner Locken, ein aufgerissenes Kleid und Blut war zu sehen. Der Vater kniete neben ihr, hatte seinen Koffer schon geöffnet, achtete nicht darauf, dass der Regen auf die Fläschchen und Instrumente platschte. Er schnitt den Ärmel ihres Kleides auf. Da kam ihm aus dem Arm das Blut stossweise entgegen. Behutsam drehte er die leblose Gestalt auf den Rücken, betrachtete ihr Gesicht und berührte ihre Augenlider, dann nahm er aus seinem Koffer eine starke Binde und brachte das heftige Bluten zum Stillstand.

«Ein so schönes Mädchen und so unglücklich», sagte Catherine und weinte. «Jetzt wollen wir sehen, kleine Catherine, was ihr sonst noch Übles zugestossen ist. Der Atem geht kräftig und ruhig.» Die Tränen kollerten über Catherines Wangen, da es das hübsche, vom Regen überschwemmte Gesicht betrachtete und neben den braunen Locken hinkniete. Catherine bewunderte ihren Vater, der, ohne auf seine Kleider zu achten, im nassen Gras herumrutschte und den Körper der Verunglückten untersuchte. Dann kam Arthur in Sprüngen herzu, meldete, dass ein anderer Wagen die Strasse herunter gekommen sei und auch ein Pannenzeichen gesetzt habe. «Ist sie tot?» fragte er.

Nach einer kurzen Weile schaute Leopold auf und sagte: «Arthur, geh zur Strasse hinauf, halte den nächsten Wagen, der

kommt und fahre mit ihm ins nächste Dorf, telefoniere der Polizei und berichte, was geschehen ist und wo wir uns befinden. Dann kannst du gleich mit der Polizei hierher zurückfahren. Aber verstehst du, keine Limonade, keine Wurst. Das Herz macht tolle Sprünge.»

Dann beugte er sich wieder über die Liegende. Catherine, die immer noch neben dem Kopf des Mädchens kniete, flüsterte: «Du, Vater, vorhin hat sie gelächelt. Dann hat sie ein paar Worte sprechen wollen. Aber ich habe sie nicht verstanden. Ich glaube, das war nicht deutsch.» Unterdessen war Arthur oben hinter dem Strassenrand verschwunden. Wie ein Wiesel war er hinaufgeklettert.

Der Regen verzog sich langsam hinter den Berg. Leopold verfolgte aufmerksam mit dem Stethoskop die Pulsschläge und winkte mit seiner freien Hand ab. Nun suchte er in seinem nassen Koffer eine Ampulle, zog eine Spritze auf und wählte eine günstige Stelle, um die Injektion zu machen.

Catherine hatte mit ihrem kleinen Naschtüchlein begonnen, das ruhige Gesicht zu trocknen, zuerst die Stirne, die Wangen und den Mund. Zart und behutsam strich sie über die feine Haut. «Vater, hier unter dem Kinn hat sie auch noch eine Wunde», sagte sie leise, «das sieht man erst, wenn man den Dreck wegwischt. So ein hübsches Sommerkleid und voll Schmutz, was wird ihre Mutter sagen, wenn sie heimkommt.»

Leopold richtete sich auf, betrachtete seine nasse, verbeulte Kleidung und meinte: «Auch deine Mutter wird nicht beglückt sein, wenn sie meine Hose sieht. Aber das ist jetzt nicht von Bedeutung. Hauptsache ist, wenn der Puls wieder kommt, das Herz wieder kräftiger wird und regelmässig. Ich weiss nicht, wie sie gefallen ist, wie sie aus dem Wagen geschleudert wurde, was innerlich noch zu Schaden gekommen ist. Ich kann nur warten und auf jede Überraschung gespannt sein.» «Nein, Vater, sag, sie wird nicht sterben. Sie hat zu mir gesprochen. Aber sie hat zu viel Erde im Mund, sie kann nicht deutlich reden.» Daraufhin kniete Leopold wieder ins nasse Gras und versuchte den Mund der Un-

glücklichen zu öffnen, aber die Zähne blieben wie im Krampf geschlossen.

Nun, da der Regen sich endgültig verzogen hatte, kam auch die Mutter an den Strassenrand, schaute auf die Unglücksstätte hinab und rief: «Leopold, es wird kalt nach diesem Gewitter. Wenn du nichts dagegen hast, dann fahre ich unsern Wagen ins Dorf und schaue, wo Arthur geblieben ist, sonst kommen wir heute überhaupt nicht mehr heim.» Sie sagte dies freundlich und ohne ärgerlichen Unterton, «du kommst ja vermutlich hier nicht so schnell weg. Ich werde im Dorf schon eine warme Wirtsstube finden.» Catherine, die den Kopf sachte aus dem Gras gehoben und in ihren Schoss gelegt hatte, hörte, wie der Vater zur Mutter hinauf sprach, dass er mit allem einverstanden sei, aber im Moment nicht wage, wegzugehen, bis er die Reaktion auf die Spritze beurteilen könne.

Sie hörten wie die Wagentüre zugeschlagen wurde, der Motor ansprang und das Knirschen der Räder. «Wenn Mutter nur gut den Berg hinunterkommt», sagte Catherine halblaut, «Vater, du fährst viel besser.» Dr. Leopold achtete nicht auf die Worte seines Töchterchens. Er suchte in allen Taschen nach seinen Zigaretten und stellte mit Bedauern fest, dass sie vollkommen durchnässt waren. Dann stieg er zu dem zertrümmerten Wagen hinunter, der auf einem schmalen Grasstreifen über dem Abgrund lag, prüfte zuerst, ob er zu bewegen sei, sah, wie ein steter Tropfen in kurzen Abständen aus dem Benzintank fiel und versickerte. «Es ist besser, dass ich keine Zigaretten gefunden habe», sagte er, wie zu sich selbst. Er durchsuchte die Handtasche im fremden Wagen, wollte den Führerschein finden, um zu erfahren, wen er mit seiner ärztlichen Kunst betreue. Das war aber schon nicht mehr nötig.

Catherine hatte mit ihrem zarten Streicheln erreicht, dass sich die Augen öffneten und verwundert zu ihm aufschauten. «Hast du Schmerzen?» frug Catherine. Die Augen schlossen sich wieder, die Lippen aber gerieten in Bewegung. «Sei still», fuhr das Mädchen fort, «mach deinen Mund auf. Du hast zuviel Dreck zwischen den Zähnen.» Auf die Gefahr hin, gebissen zu werden, streckte Catherine ihre kleinen, feingliedri-

gen Finger in den Mund hinein und konnte Erde und Gras und auch kleine Steine herausholen. «Streck die Zunge heraus, ich will sie dir waschen.» Das schon sehr strapazierte Nastüchlein der Kleinen wurde in eine Pfütze getaucht und sollte nun als Reinigungsinstrument dienen.

Auf dem Rückweg von der Besichtigung des Wagens schaute Leopold seinem Töchterchen zu. «Du bist eine tüchtige, kleine Krankenschwester, Catherine», lobte er sein Kind. «Sei still», wehrte sie ab, «vorhin hätte sie beinahe mit Sprechen begonnen.» Leopold prüfte den Puls und sagte: «Lass sie jetzt in Ruhe, wahrscheinlich ist es besser für sie, wenn sie weiter bewusstlos bleibt, sie fühlt so keine Schmerzen. Wir können nur wenig tun, um sie am Leben zu erhalten, bis man sie ins Spital einliefern kann.»

Ihre Geduld wurde noch auf eine harte Probe gestellt, bis endlich die Polizei heranbraute. Allen voran kam Arthur auf seinen flinken Beinen von der Strasse herab. Der Schüler der ersten Sekundarklasse hatte bewiesen, dass er mit dem Telefon und dem Polizeikommando umgehen konnte. Stolz präsentierte er die hilfsbereiten Männer. Sie interessierten sich aber vorerst nicht um die verunfallte Person, sondern wollten genaue Angaben über den Unfallhergang erfahren.

Währendem zwei Männer die Unglückliche auf eine Bahre legten und zur Strasse hinauf stemmten, standen zwei andere mit gezücktem Bleistift und Notizblock auf der kleinen Wiese, fuhren mit dem Metermass durch die Luft und dem Boden nach, besichtigten den eingedrückten Wagen und seine Standfestigkeit. Endlich oben auf der Strasse, wurden neue Messungen vorgenommen. Catherine hatte sich in den Krankenwagen zur Bahre geschlichen und wollte unbedingt mitfahren. Schliesslich wurde Arthur auch mitverladen. Nur der Vater musste noch zurückbleiben und unendlich viele Fragen beantworten.

«Sie können sich ja, meine verehrten Herren», sagte er zur Polizei, «an meinem Wagen im Dorf davon überzeugen, dass ich diesen Unfallwagen nie touchiert habe. Ich bin nass bis auf die Haut und stehe hier am Zugwind. Wir könnten doch diese Bespre-

chung an einem gemütlicheren Ort weiterführen.» Aber die Herren von der Polizei waren mit ihren genauen Aufnahmen noch nicht soweit. Sie gestatteten dem Herrn Doktor gnädigst, in ihren Wagen zu steigen und dort das Ende ihrer Untersuchungen abzuwarten. Sie hatten ihm bereits den Pass und Ausweis abgenommen. Sie wollten sicher sein, dass ihnen der Sünder, falls er am Unfall beteiligt war, nicht durch die Latten gehe.

Indessen war das Auto mit der Verunfallten durch das Dorf gefahren, Arthur hatte laut geschrien, da er den eigenen Wagen vor dem Hotel stehen sah. Catherine nahm nur ungerne Abschied von der Bewusstlosen, fuhr immer wieder mit den zarten Händchen über die bleichen Wangen, bevor sie endgültig aus dem Krankenauto gelüpft wurde. «Schlaf gut», sagte sie schon in den Armen des Krankenschwärters, «und werde bald wieder gesund.» Dabei schnupfte sie und strich sich die Tränen aus den Augen, stand unvermutet vor dem Hotel mit einem italienischen Namen und sah die Mutter aus einem Fenster im vierten Stock ihm zuwinken.

Mutter Madeleine hatte nicht nur das Steuer des Wagens übernommen, sie hatte das Hotel besichtigt und selbständig disponiert. «Heute wird nicht mehr weitergefahren, das Hotel ist sauber und gemütlich, es gefällt mir, ich will nicht bei diesem Wetter die halbe Nacht im Wagen sitzen. Ein Unglück kommt selten allein.»

In dem gemütlichen Restaurant, wo ein Feuer im Kamin prasselte, wollte Catherine zuerst ihr Kleidchen trocknen, aber die Mutter kam die Stiege hinab, von einem Portier begleitet, der mit Schwung ihre Koffer aus dem Wagen hob und sie die vielen Stiegen hinauftrug.

Im Zimmer oben wurde zuerst ausgepackt, dann Catherine bis auf die Haut ausgezogen und wieder eingekleidet, dann kam Arthur an die Reihe. Er wollte zuerst seine wüsten Blue Jeans anziehen und wehrte sich, in die Hosen mit den Bügelfalten einzusteigen. «Mach keine dummen Tänze», meinte seine Mutter, «meinst du, ich will mich mit dir vor den feinen Hotelgästen schämen. Du kannst zuhause wieder wie

ein Vagant herumlaufen, hier aber befehle jetzt ich.»

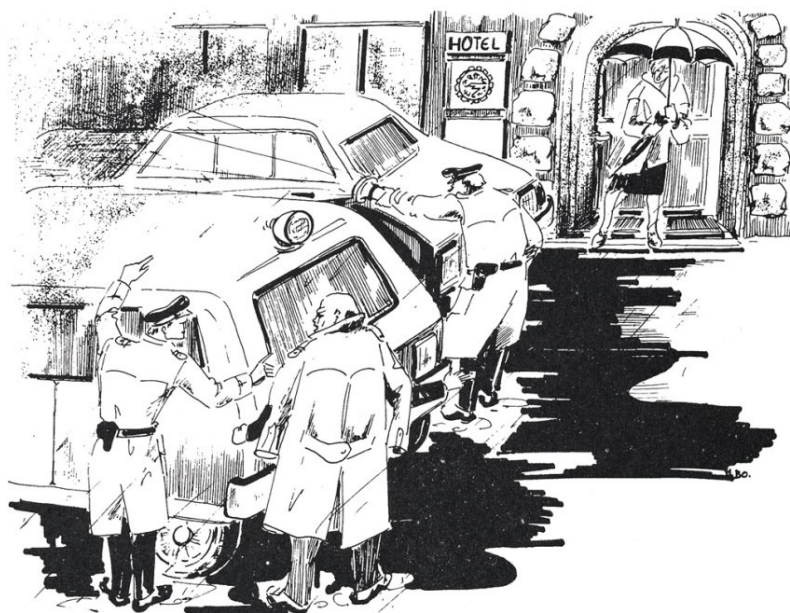
Madeleine hatte, ohne ihren Mann zu fragen, hier Wohnsitz genommen, die Zimmer besichtigt und studierte bereits die Speisekarte, um ein originelles Nachtessen auszuwählen. Sie hatte ohnehin Schwierigkeiten mit dem Magen. Sie entschloss sich für Lammkoteletts mit Kräuterbutter. Minestra mit Parmesankäse stach Arthur in die Augen. Catherine war vorläufig zufrieden, eine warme Ovomaltine zu schlürfen. So konnten sie gemütlich bei flackerndem Feuer auf die Ankunft des Vaters warten.

In den trüben Tag fielen schon Abend Schatten, als das Polizeiauto mit knirschen-

breitet. Schau, dass du bald trocken wirst. Ein Badezimmer gehört auch zu unserem Appartement. Meine Herren, Sie geben sich vergeblich Mühe, an dem Wagen finden Sie keine Spur. Das Fräulein ist weit vor uns hinabgestürzt. Machen Sie endlich Schluss mit dem blöden Verdacht, oder kommen Sie zu einem Glas Wein unter Dach, wenn Sie noch etwas zu besprechen haben. Ich verabschiede mich, ade.»

Die pflichtbewussten Polizeimänner gingen noch ein paar Mal um den Wagen herum, machten Notizen und fuhren schliesslich weg.

Arthur hatte unterdessen einen Musikautomaten entdeckt, wählte harte Rock and



Die beiden Polizeimänner untersuchten zuerst Dr. Leopolds Wagen, jedes Stäubchen wurde beachtet.

den Bremsen auf den Platz vor dem Hotel einschwenkte. Dr. Leopold stieg erleichtert aus und wollte geschwind unter Dach. Die beiden Polizeimänner hielten ihn zurück und untersuchten zuerst seinen Wagen. Jedes Stäubchen wurde beachtet. Mit grellem Strahl einer Handleuchte überprüften sie die Stossstangen, jeden Haarriss und Kratzer im Lack. Mit einem Regenschirm bewaffnet trat Madeleine aus dem Portal und begann mit den Polizisten zu schimpfen: «Wenn Sie schon droben an der Strasse so lange herumgefummelt haben, muss mein Mann doch gewiss nicht hier auch noch langweilig herumstehen. Geh du hinauf. Die Kleider sind auf der Bettdecke ausge-

Roll Musik, sodass das Restaurant mit fürchterlichen Tönen erfüllt war, als die Mutter eintrat. Mutter sah auf einem Tisch in der Ecke ein Brettspiel, setzt sich zu Catherine und begann zu spielen, während Arthur heimlich davonschlich und durch die Gassen lief, um das Dorf näher in Augenschein zu nehmen.

Elegant gekleidet und mit Wohlbefinden rundum kam Leopold just in dem Moment, da aus der Küche feine Gerüche hereinströmten. «Du hast dich, wie es scheint, hier für die Nacht installiert, Madeleine. Du weisst doch, dass ich morgen eine Verabredung innehalten muss, und dass Patienten

kommen.» «Ach was», entgegnete sie, «mein lieber Mann, jetzt kommt vor allem zuerst deine Gesundheit. Wenn du zuhause bist, und die Praxis wieder alle deine Kräfte in Anspruch nimmt, kannst du nicht einmal deinen Schnupfen ausheilen, den du heute sicher einfangen wirst. Komm, setz dich zu uns, der Kellner bringt schon bald Lammkoteletts.»

Nach dem guten Essen sagte Madeleine: «Catherine, du kannst mitkommen. Der Portier hat gesagt, im Dorf sei eine heimelige Grotte, berühmt wegen ihrem vorzüglichen Frascati, du bist doch einverstanden Leopold, Unfall hin oder her, wir machen einfach ein kleines Fest daraus.»

Der Wein, den sie dort genossen, war vorzüglich. Als Dessert bestellte Madeleine

schwester und mit dem Arzt. Unterdessen schmiegte sich Catherine an den Bettrand, streichelte die zarte Hand der Patientin und tröstete sie mit kindlichen Worten.

Eine lange Zeit ist vorüber gegangen

Fünfzehn Jahre danach schritt der berggewohnte Dr. Leopold schon etwas gebeugt und mit gehemmtem Schritt durch die Räume seines weitläufigen Hauses, das am Dorfrand inmitten eines grossen Gartens und unmittelbar neben der breiten Matte jenes Ortes lag, das sich seit vielen Jahren bemühte, ein Kurort zu werden.

Zwei grosse Hotels, eines mit Park, warteten auf die kommende, grosse Zeit und standen verwöhnten Gästen zur Verfügung.



Der Föhnsturm fuhr den Frauen in die Haare und riss den Männern den Hut vom Kopf.

einen Zabaione und schleckte noch aus Leopolds Glas die Hälfte, trotzdem sie ständig bemüht war, auf ihre schlanke Linie zu achten. Arthur verduftete, um zu abendlicher Zeit ein wenig im Dorf herum zu stolchen. Catherine, an ihre Mutter gelehnt, nickte ein und schlief selig.

Aber am Morgen im Spital erlebte sie doch einen gehörigen Schreck, da sie ihr schönes Fräulein im Bett liegen sah, das halbe Gesicht vom Verband bedeckt, den Arm in die Luft gestreckt, bleich und kaum imstande, ein lautes Wort zu reden. Der Vater besprach sich lange mit der Kranken-

Die Grossväter erzählten von den vergangenen Jahren, da das Dorf noch an der vielbegangenen Passstrasse lag, von Saumpferden, die in Kolonnen gegen Abend und auch nach der Dämmerung in die engen Gassen kamen und für die Nacht Quartier suchten. Berichteten von den Säumern, fremdländischen Gesellen, die mit den Kellnerinnen schäkerten, wehmütige Lieder in fremden Sprachen sangen und gar oft miteinander in Streit gerieten.

Indessen hatten sich kleinere Fabriken in die Nähe gewagt, Wohnblöcke und Reihenhäuser säumten den Dorfkern, aber noch

immer stand die Kirche mit dem hochaufragenden Turm am Platz, läuteten die Glocken schon früh am Morgen, und bald darnach trafen sich die Frauen beim Einkaufen und freuten sich an einem kurzen Schwatz, eilten geschäftige Herren über die breite Strasse, trippelten Schulkinder die Schulhausstiege hinauf und flitzten Autos aller Grössen und Farben vorbei.

An dem Morgen, der aus einer mondlosen Winternacht aufstand, wurde dieses friedliche Bild des Alltags jäh zerstört. Der Föhn hatte schon in der Nacht an den Fensterläden gerüttelt, die blätterlosen Bäume geschüttelt und unheimlich rumort. Jetzt, da es Tag geworden, schob er die Wolken übereinander und ineinander in wildem Spiel, verstrubbelte die Haare der wenigen Frauen, die sich ins Freie wagten, riss den Männern die Hüte vom Kopf. Und dann war plötzlich in diesem Aufruhr der Natur ein neuer Ton zu vernehmen, ein unheimliches Grollen und Tosen, ein Ächzen und Krachen. Ein Schrei gellte durch das Heulen des Windes, ängstliches Heulen der Hunde, dann brach das Unglück schon herein.

Im Bergwald wurden Tannen entwurzelt, übereinander geworfen, auf die Seite geschleudert. Eine ungeheure Masse von Schnee, Schutt, Steinen und Erde kam vom Berg herab, füllte den Graben, türmte sich auf, warf sich auf die Ställe und Häuser, erfasste das Dorf, als wollte sie alles unter sich begraben. Keine menschliche Kraft konnte dagegen ankommen. Von Angst und Furcht gelähmt, mussten die Leute zusehen, wie der Schutt in die Gassen drang, sich durch die Fenster in die Häuser schob. Und all dies im fürchterlichen Toben der Lüfte. Immer neue Wellen von Schnee kamen dazu, überwuchteten die Zerstörung, bis endlich diese riesige Gewalt zur Ruhe kam und sich auf die Matten legte.

Zuerst bannte das Staunen die Bewohner. Seit über hundert Jahren, seitdem der Bannwald sicheren Schutz bot, war nie mehr von dieser Seite eine Lawine herabgestürzt. Dann kam die Angst über das eigene Leben, Angst für die Lieben und Nächsten, dann die Flucht und das schreckvolle Austoben der Naturgewalt. Die Sturmglocken ertönten, die ersten mutigen Feuerwehr-

männer liefen durch die Gassen, kletterten über die Trümmer, durchsuchten die Häuser, stiegen durch Fenster hinein, riefen und winkten. Bald schon kam der Baumeister mit seinem Trax, bahnte sich einen Weg in der Strasse, die zum Unglücksort führte. Dann hörte man Kommandos und Befehle. Frauen schrien nach ihren Kindern, sprangen mit fliegenden Röcken herbei.

Das Doktorhaus lag nicht in der Gefahrenzone, aber die Patienten im Wartezimmer eilten fluchtartig aus dem Haus. Dr. Leopold suchte seine Stiefel, nahm seine Bergjacke aus dem Schrank. Catherine kam herzu und sagte zu ihm: «Du darfst nicht in den Sturm hinaus, du bist heute nicht gut auf den Beinen.» Er kümmerte sich nicht darum. Suchte im Arzneischrank nach geeigneten Mitteln. Indessen schlüpfte Catherine in ihre groben Schuhe und in einen warmen Mantel und stapfte hinter dem Vater her. Bei jedem Schritt erstaunter über die riesigen Massen, die die Talseite überwuchtet hatten. Von allen Seiten wurde Dr. Leopold angerufen, um Hilfe zu bringen. Samariter kletterten in die Häuser. Von Nachbargemeinden kam Hilfe.

Nach und nach beruhigten sich die Gemüter. Krankenwagen sammelten sich am Rand der Unglücksstätte. Die Furcht machte ernster Arbeit Platz.

Mit Durst und Hunger allein gelassen

Remy, der Sohn des Pächters auf der Kännelmatt, war erst am Abend vorher, seit drei Jahren wieder zum ersten Mal, heimgekommen. Er hatte Vater und Mutter, Bruder und Schwester begrüsst und dann im Spicher Feuer gemacht. Er wollte die erste Nacht daheim im Spicher schlafen, wo er als Bub und in den Jahren darnach gehaust hatte. Von der langen Reise und vom Flug aus Amerika ermüdet, war er nicht sehr gesprächig. Den vielen Fragen ausweichend, wollte er nicht mehr lange hinter dem Teller und dem guten Wein sitzen, den seine Mutter spendefreudig zum Wiedersehen aufgetischt hatte. «Lasst mich in Ruhe», sagte er, «morgen und die ganze nächste Woche werde ich euch erzählen, alles von den Hochhäusern bis zu den India-

nerzelten, aber jetzt möchte ich nur schlafen.»

Die Mutter war schon dreimal zum Spicher hinüber gesprungen und hatte Holz nachgelegt. Tonja, seine jüngere Schwester, aber hatte noch so viel zu fragen. «Bist du jetzt fertig mit deiner Ausbildung? Bleibst du jetzt hier? Kann man auf dich zählen? Hast du in Amerika dein Herz verloren? Sind dort drüben die Frauen nett und schön?» Tonja war mit den Antworten nicht zufrieden, sie begleitete ihn in den Spicher hinüber. Remy musste sie fast aus seiner Bude hinausjagen, damit das Gepolter verstummte. Dann setzte er sich aufs Bett, nahm den Kopf in die Hände und gab sich der Freude hin, daheim zu sein. «War schon ein Krampf, die Hast und Hetze jeden Tag», sagte er zu sich selbst, «aber jetzt will ich mich daheim ausruhen und ein anderes Leben beginnen.» In den Kleidern sank er auf das Kissen zurück und fiel sogleich in einen tiefen Schlaf, bis ihn ein ungewohntes Poltern und Rumoren aufschreckte.

Ein Riese schlug mit Hämmern an die Holzwand. Das Rumpeln und Krachen wollte kein Ende nehmen. Er sprang auf und zur Türe, sie war wie verschlossen. Mit aller Kraft konnte er sie nicht aufziehen, bis sie ihm plötzlich an die Brust flog. Mit einem Sprung wollte er hinaus, da krachte sie schon wieder zu und klemmte sein Bein wie mit eisernen Zangen. Unmöglich, sich aus dieser Umklammerung zu befreien. Da sah er, wie sich der Schnee zwischen dem Haus und dem Spicher aufstockte. Dann erst begriff er, dass eine Lawine zu Tal tobte und der Luftdruck ihn nahezu erwürgte. Nur jetzt das Bein frei bekommen, dachte er, der Luftdruck wird nicht ewig dauern. Aber ich muss hier weg, sonst fällt die Wand und das Dach über mich. Er lag auf der Laube, drückte mit dem andern Bein gegen die Türe. Der Schmerz fuhr wie ein Blitz durch das verdrehte Bein und vom Rücken in den Nacken. Nun fiel Schnee vom Dach herunter, fiel in geballten Massen auf seine Brust, auf seinen Kopf. Er vermochte nicht mehr Atem zu schöpfen, drohte zu ersticken. Da das Toben einmal innehielt und er seinen Kopf freimachen konnte, begann er zu be-

ten: «Herrgott, jetzt bin ich in deiner Hand. Geh gnädig mit mir um!»

So fanden ihn die Samariter, unfähig aufzustehen, hilflos und erbärmlich. Sie schleppten über die Schnee- und Schutthaufen eine Bahre herbei, hüllten ihn in eine Woldecke und banden ihn, damit ihn andere Hilfskräfte wegtragen konnten, sobald der Zugang freigeschaufelt war.

Die Schmerzen im Bein plagten, Durst und Hunger quälten ihn. Aber die Welt ringsum ihn wurde ruhiger. Er dachte, dass diese Katastrophe für ihn hätte schlimmer ausgehen können. Ein Blick auf das Spicherdach genügte, um ihn ein wenig glücklich zu machen. Allerdings vom Stolz nach den verwickelten Prüfungen, die er in Amerika bestanden hatte, blieb nicht mehr viel. Er dachte an die Wanderungen und Skitouren, die er geplant und sah sich schon als Krüppel im Rollstuhl. «Eh nun, ich bin am Leben geblieben, was kommt, werde ich, so Gott will, auch überstehen. Wenn mir jetzt nur bald jemand Kaffee bringt, Brot und Alpkäs.» Mit diesen bohrenden Schmerzen war das Warten nicht gerade kurzweilig. Seine Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt.

Endlich sah er ein Mädchen auf dem Schneeschlutt vorbeigehen und rief, ob es ihm nicht ein wenig Kaffee bringen könne. «Habe keine Zeit, muss den Vater suchen», kam die Antwort zurück. Diese Stimme musste er doch kennen. Schon von der Schulzeit her war sie ihm vertraut. «Käthi», rief er auf gut Glück, «der Föhn hat mich ganz ausgetrocknet.» Das Mädchen hielt inne. «Wer bist du denn», fragte es von seinem Hoger aus. «Ein armer Landstreicher am Verdursten», sagte er und spürte, wie ihm das Sprechen Kopfweh machte. Nun erkannte es die Stimme. Im Näherkommen redete sie: «Du bist ja der Miigi? Was machst du da so allein und verlassen. Ich habe gemeint, du seiest in Amerika. Warum gehst du nicht ins Haus? Liegt er keine 20 Meter weit vor der Haustüre und geht nicht hinein.» «Du geh, sag meinen Leuten, dass ich da bin, das Bein kaputt habe und Durst.» Ohne zuerst zu ihm hinunterzusteigen, kletterte Catherine weiter gegen das Haus hinüber.

Darnach war Remy wieder allein und lauschte seinen Schmerzen. Er dachte, dass ihn Käthi wohl nicht lange liegen lasse. Käthi war immer ein liebes und dienstwilliges Mädchen. Schon als Schulkind, es war ein paar Klassen unter ihm, war ihm das lustige und immer freundliche Mädchen aufgefallen. Da Miigis Vater Pächter auf Dr. Leopolds Heimen war, geschah es nicht selten, dass er als Bote ins Doktorhaus geschickt wurde und beobachten konnte, wie Käthi ihrem Vater in der Praxis half und

Weit herum waren keine Menschen zu sehen. Sie waren dort beschäftigt, wo noch grösseres Unglück war. Catherine wusste, dass man einen Mann und zwei Frauen ausgegraben hatte, die in Todesgefahr fortgeschafft und dachte an die zwei Kinder, die in ihren verschütteten Betten gefunden worden waren, erdrückt, erstickt und übel zugerichtet. Nun aber galt es dem Verdurstenden beizustehen.

Miigi, Arme und Beine in eine Wolldecke eingewickelt und mit Lederriemen festge-



«Geh, sag meinen Leuten, dass ich da bin, das Bein kaputt habe und Durst.»

mit dem verwilderten Bruder schonlich umging.

Catherine, schwitzend und ermattet, fand die Haustüre offen und das Haus leer. Der Schnee lag auf einer Seite an der Hausmauer bis zu den Fenstern hinauf und Steine, Wurzeln und Bäume lugten daraus hervor. Sie schritt die Stiege hinauf, schaute in die Stube und Küche hinein, rief laut durchs Haus. Niemand gab auf ihre Rufe Bescheid. Dann suchte sie ein Pfändli und braute einen starken Kaffee. Brot fand sie im Gänterli, Käs im Kühlschranks, aber wie sollte sie den Kaffee heil über die Berge von Schnee und Schutt bringen. Schliesslich entdeckte sie eine Thermosflasche, packte alles in eine Tragtasche und begab sich auf die Reise über diese ghogerige Landschaft.

bunden, sah nicht gerade wie ein geschnielter Herr aus Amerika drein. Auf seiner Stirne glänzte eine geschwollene, verblutete Beule, die er der zuschlagenden Spichertür zu verdanken hatte.

Endlich wieder in der Stube

«Du siehst nicht besonders hübsch aus», begann Catherine zu reden, «aber immerhin, seit ich dich das letzte Mal gesehen habe, imponierend. Jetzt gebe ich dir zuerst einen Schluck Kaffee, dann binde ich dich los, damit du auch richtig essen kannst, ich habe Käs und Brot und sogar noch Geräuchertes aus euren Vorräten mitgebracht.»

Gierig trank er aus dem Becher, den ihm Catherine an die Lippen hielt. «Du bist ein Schatz, Käthi!» seufzt er. Das Mädchen be-

gann die Lederriemen zu lösen und meinte dazu: «Wenn du wieder laufen kannst und zu uns ins Haus kommst, dann musst du mich Catherine nennen. Meine Mutter hat diesen Namen erfunden, sie stammt aus einer feinen Lausanner Familie und weiss, was chic ist, hätte gern eine vornehme Tochter, die dazu wenig geeignet ist.»

«Also, Catherine, bitte noch einen Schluck», bevor er eine Hand bewegen konnte, gab sie ihm nochmals zu trinken und sah, dass er beim Heben des Kopfes das Gesicht vor Schmerzen zu einer Grimasse verzog. «Was ist dir geschehen?» fragte das Mädchen, «hat dir der Doktor vor dem Aufbahren keine Spritze gegen die Schmerzen verpasst.» «Ich habe überhaupt noch keinen Doktor gesehen», entgegnete Miigi zwischen zwei Bissen Brot, «zwei Männer, die ich nicht kenne, haben mich aus der Spichertüre geholt und hierher geschleppt, haben eine Bahre geholt und mich angebunden. Sie haben versprochen, mich sofort zu holen, wenn man mit einem Fahrzeug näher herankommen kann. Jetzt haben sie mich wahrscheinlich vergessen. Würdest du so nett sein und nachsehen, ob mein linkes Bein noch blutet, mir ist, als ob ich im Nassen liege. Ich kann ja unterdessen auf den Käs beißen.»

Mit flinken Händen schlug Catherine die Decke auf und höhnte: «Du blutest wie eine versickernde Quelle, darf ich einmal abtasten, wo es dir weh tut?» Sobald sie aber die Nähe des Knies mit dem Finger berührte, hörte sie einen verbissenen Schmerzenslaut und sah, wie er bleich wurde. «Halt, das ist mir zu gefährlich, wenn es das Knie ist, dann lasse ich das Bein schön ruhig liegen und packe dich wieder ein. Ich suche Männer, die dich forttragen könne, vielleicht finde ich dann auch den Vater, er soll dir ein Schmerzmittel geben, damit du es beim Transport aushältst.»

Sie hüllte ihn ein, liess ihm aber den rechten Arm frei, legte den Rest von der Brotscheibe und dem Geräucherten auf seinen Bauch, wünschte guten Appetit und erkletterte den Schneehaufen. «Du bist ein Engel vom Himmel, Käthi», rief er ihr nach. Sie schaute nicht zurück, musste gut aufpassen, wohin sie ihre Füsse setzen konnte. Remy schaute ihr nach, bis sie hin-

ter dem Lawinenschutt verschwunden war und wartete weiter mit Schmerzen und Geduld, kaute am verbliebenen Geräucherten und wurde bald wieder vom Durst geplagt. Mindestens jede halbe Stunde sollte wieder ein solch lieber Engel daherkommen, dann wäre das verdrehte Bein besser auszuhalten, dachte er und hörte den unsichtbaren Leuten und Baumaschinen zu, die Schnee und Schutt wegräumten. Wenn mich nur das Käthi nicht auch noch vergisst, sonst bekomme ich einen Ast, auf dem die Vögel zwitschern. Er lag auch gut verborgen in dieser überschütteten Landschaft, die noch am Morgen grün und mit den ersten Frühlingsblumen bedeckt war.

Remys Vater war im Stall beim Misten von dem Getöse und Gerumpel überrascht worden. Auch er wurde von der offenen Stalltüre her nicht unsanft auf den Rücken geworfen. Er ahnte nicht, dass seine Frau, Lisbeth, mit Futter zu den Hühnern hinübergehen wollte, vom Luftdruck mit samt ihrem Geschirr in der Hand in einen Schneehaufen geworfen und vom wirbelnden Schnee zugedeckt wurde. In einer Sekunde war Lisbeth verschwunden.

In den Gadenhosen lief Miigi dem Dorf zu, wo sich die Schneemassen auftürmten. Mit Pickel und Schaufel eilte er, um zu helfen. Tonja, seine Tochter, nichtsahnend an der Mutter vorbei dem Vater nach. Beide achteten nicht auf den krummgedrückten Spicher.

Als die Mutter sich vom Schrecken und von der Atemnot erholt hatte, musste sie sich zuerst aus dem Schnee herausgraben. Das Becken mit dem Hühnerfutter fand sie nicht mehr. Ihre Haare waren zerzaust und hingen ihr in Strähnen übers Gesicht. Gegen das Dorf zu sah sie, wie ihre hinteren Matten von gewaltigen Haufen überschüttet waren, wie die Häuser in diesen Massen steckten und den Dächern Ziegel weggerissen waren. Sie eilte ins Haus, griff nach einem warmen Kleid, schlüpfte geschwind in den Mantel und rannte, ohne das Haus zu verschliessen, über die noch freien Matten hinab.

Im Hotel herrschte eine fürchterliche Aufregung. Kurz vor der Katastrophe hatte ein Gästepaar, noch junge Leute mit ihrem kleinen Kind, nach dem Weg über den Berg

gefragt, waren munter ausgeschritten, dem Schulhaus zu. Vermutlich geradewegs in das Unglück hineingelaufen. Alle Befragten konnten keine Auskunft geben. Die Beiden waren wie vom Erdboden verschwunden.

Beim Sigrist lag in der Stube auf dem Kanapee Dr. Leopold. Er war zu Hilfe geeilt, hatte sich überanstrengt, wurde von einer Lähmung befallen, konnte sich nur mühsam noch die Treppe hinaufschleppen. Vergeblich fragte Catherine nach ihm, stellte allen Leuten, die mit Schaufeln und Pickeln arbeiteten und jenen, die herumstanden, dieselbe Frage. Niemand vermochte ihr Auskunft zu geben.

Vor dem Schulhaus lief die Lehrerin mit wirren Haaren bis zur grossen Schneemauer und zurück und rang die Hände. Sie hatte kurz vor dem Einbruch der Lawine zwei Kinder wegen einer Besorgung ins Dorf geschickt. Sie waren nirgends zu finden, und niemand wollte sie gesehen haben. Sie kletterte in der Verzweiflung auf den Schuttbergen herum, jammerte und schrie. Keiner der Männer, die schwitzend die Schaufel schwangen, konnte sie beruhigen.

Endlich kam die grosse Schneeschleudermaschine aus dem Nachbardorf, frass sich der Strasse nach in die Schneeberge hinein und warf unter Getöse und Geratter hoch in die Luft, was sie ergreifen konnte, blieb aber wieder stecken, weil sie für Steine und Tannenwurzeln nicht geschaffen war. Aber mit ihr kam ein stimmungsgewaltiger Mann, der das Kommando übernahm und mit seinem Rufen Ordnung in das Aufräumen zu bringen vermochte.

Mutter Lisbeth hatte in aller Aufregung nicht vergessen, ein Wänteli Schnaps in die Manteltasche zu stecken. Sie fand ihren Mann hemdärmelig an der Arbeit, gab ihm einen Schluck und sagte: «Ihr werdet wohl alle miteinander irgendwas essen. Ich geh jetzt heim und koche. Wenn du zurückkommst, wirst du wohl eine kräftige Suppe mögen und ein Stück Braten, dann schau ich nach dem Vieh, sei unbesorgt.» Sie musste einen Umweg machen, um die gewaltigen Schneemassen zu umgehen und sah beim Näherkommen das schiefe Dach des Spichers, kletterte hinüber und sah ihren Sohn auf der Bahre liegen und rief:

«Miigi, was seh ich? Was machst du da mitten im Schnee?»

«Du staunst, Mutter», rief er zurück, «siehst du, so mache ich Ferien.» Die Mutter wollte aber mehr wissen. Wie er auf die Bahre komme, was ihm fehle, wer ihn hier liegen gelassen habe und warum. Im Berichten und Erzählen sah die Mutter Tonja auf das Haus zu kommen, rief ihr. Nach dem Staunen und einigem Gejammer trugen Tonja und die Mutter die Bahre über den Schutt hinüber ins Haus. «Vergessen haben sie dich?» frug Tonja, «immer diese Männer, wie kann man einen so schönen jungen Mann einfach vergessen. Du mit deinem buschigen Schnäuzli, das du aus Amerika zurückgebracht hast, bist du geradezu betörend.» Tonja griff kräftig zu. Ihre Füsse versanken in Löcher. Sie mussten herausragenden Holzstücken ausweichen, aber brachten den Verunfallten ins Haus, die Stiege hinauf und stellten ihn in die Stube. Die Mutter wollte wissen, ob er abgeholt werde, oder ob man ihn hier ins Bett legen könnte.

Sie telefonierte dem Arzt, statt einer Antwort hörte sie einen Wortschwall aus dem Munde von Frau Madeleine: «Mein Mann ist fort. Er ist heute gar nicht gut auf den Beinen, ist trotzdem zu Hilfe geeilt. Ich weiss nicht, wo er ist. Ein Beinbruch, eine ausgerenkte Schulter und andere Patienten, das Wartezimmer ist voll. Ich habe Sophie ausgeschickt, sie kommt auch nicht zurück. Ich bin in Verzweiflung!»

«Auch nichts zu machen!» stöhnte Tonja, «versuchen wir es mit dem Spital.» Dort erhielten sie den Bescheid, dass ein zer Schlagenes Knie angemeldet, aber nicht eingetroffen, dass der Krankenwagen auf Fahrt sei, und sie ihn schicken, sobald er zurückkomme.

«Also wieder warten», stöhnte Remy, «wenn ich denke, wie die Männer jetzt mit dem Aufräumen schufteten müssen, bin ich eigentlich noch recht bequem auf meiner Liege. Durst habe ich! Entweder habe ich gestern, bei der Wiedersehensfeier zu viel Wein getrunken, oder ist der Speck zu stark gesalzen. Mutter, gib mit einen Liter Most.»

Es war natürlich nicht daran zu denken, dass der Krankenwagen in die Nähe der Kännelmatt fahren konnte. Remy musste

noch lange den Durst löschen und dem immer mehr bohrenden Schmerz zuhören, bis die Krankenwärter die Treppe hinauf stolpterten und ihn über die ghogerige Welt forttragen konnten.

Tonja wollte mitfahren. «Dummes, sentimentales Getue», protestierte Remy, «hier habt ihr jetzt wirklich anderes und gescheiteres zu tun. Jetzt mach ich eben liegenderweise Ferien, wenn mich die Heimat nach drei Jahren so übel in Empfang nimmt, Mutter, gib mir noch einen von Vaters Stumpfen mit, habe schon lange nicht mehr von dieser kräftigen Sorte geraucht.»

Die Mutter fuhr mit dem Schürzenzipfel über die Augen, da sie ihn aus dem Haus trugen. «Ist immer ein tapferer Kerl gewesen, der Miigi», meinte sie zu ihrer Tochter, «aber offen gestanden, sein Knie gefällt mir nicht. Wenn sie das nur richtig einrenken können, nicht dass er seiner Lebtage hinken muss oder mit Krücken hantieren, so ein junger und lieber Mann.» «Und hübsch», sagte Tonja, «schon gestern ist mir aufgefallen, wie er sich herausgemacht hat. Hat gut ausgesehen, so frisch und unternehmungslustig, trotz der weiten Reise.»

Ein solches Leben lockt mich nicht

Im Arzthaus hatte sich die Aufregung beruhigt. Im Dorf waren die Strassen geräumt. Auf den Dächern wurden Balken gelegt, Firste aufgerichtet, Dachdecker rutschten herum, Maurer verputzten die Hauswände, überall wurde geflickt, verstärkt, verschönert. Das ganze Dorf, soweit es überschüttet worden war, wurde renoviert und stand schon blitzsauber in der Morgensonne. Auch Mutter Madeleine wurde von diesem Erneuerungsfieber ergriffen.

Sie nahm im Salon die Vorhänge ab, hatte wieder einmal ihre Putzschürze angezogen, stand auf einer Leiter und tat ungeheuer beschäftigt, derweil ihr Sohn Arthur am Klavier sass und mit Hingebung Chopin spielte. Diese Musik, mit leichter Hand hervorgezaubert, wurde von Madeleine zuerst als störend empfunden. Nach und nach hörte sie nicht nur mit halbem Ohr zu, hielt in ihrer Arbeit inne, setzte sich an den Tisch, um die Melodien ruhig zu geniessen. Beim Umwenden der Notenblätter fragte

sie: «Warum eigentlich spielst du nie in der Öffentlichkeit? Du spielst wie ein Künstler. Du könntest doch in der Stadt ein Konzert geben, ein Wohltätigkeitskonzert für die Betroffenen der Lawinenkatastrophe. Das wäre doch eine Idee.» Sich auf seinem Klavierstuhl herumschwenkend, meinte Arthur: «Und dann, wenn ich vor leeren Stühlen spiele. Die Saalmiete, die Programme und Inserate bezahlen muss, was haben die Lawinenopfer davon? Ich, ein unbekannter Stümper, kann die Leute nicht aus ihrer Bequemlichkeit aufrütteln.»

«Stümper habe ich eben noch gehört», entgegnete die Mutter, «du spielst hinreissend, magnifice, excellent.» Sie hatte die Gewohnheit, ihre Gefühle französisch, in ihrer Muttersprache auszudrücken, «überhaupt hast du keinen Mut, deine Talente zu zeigen, du lebst still vor dich hin. Man muss sich im Leben behaupten, vor die Leute hintreten und zeigen, was man kann, so kommst du zu nichts. Du studierst fleissig, jetzt schon viele Jahre lang, wenn du einen Text vor die Augen nimmst, kannst du ihn nach Wochen auswendig hersagen. Wenn du mit deinen Freunden diskutierst, bist du ihnen weit überlegen, das sehe ich immer, wenn du mit einer Gruppe hier bist. Aber einmal vor einem guten Publikum einen Vortrag halten, zeigen, was du weisst und es geschickt ordnen, dazu bist du viel zu bequem.»

Er kam näher zu ihr an den Tisch und begann: «Ich lebe still vor mich hin, sagst du. Ich habe bald im Sinn noch viel stiller zu werden. Was hat das Leben für einen Sinn, wenn man es nicht bis in seine Tiefen ergründet. Das beschäftigt mich im Moment. Ich denke, mein Vater, seine Krankheit behindert ihn immer mehr. Statt sich zu schonen, besucht er jeden Schnupfenpatienten zu Hause. Was will er? Sein Vermögen noch vergrössern? Er hat zum Leben genug. Seine Beliebtheit noch steigern? Die Patienten verehren und überlaufen ihn. Er kann sich nie recht ausruhen. In der Nacht wird er aufgejagt. Dann kommen die Patienten und der Tag rollt ab, ohne dass er Musse zum Essen hat. Und er sagt nie nein. Also, liebe Mamma, ein solches Leben kommt für mich nicht in Frage.» «Aber er ist glücklich dabei», warf Madeleine ein,

«es ist die einzige Lebensform, die ihm zu- sagt. Was habe ich früher auf ihn eingere- det, wie er sich ruiniere. Hat alles nichts genützt. Jetzt schweige ich und suche das Schlimmste zu verhindern.»

«Wir haben in Zürich an der Uni einen Guru», fuhr Arthur fort, «der lebt auf eine andere Art. Die Hälfte des Tages gehört der Meditation und darüber hinaus zieht er sich noch wochenlang in die Einsamkeit zu- rück. Sein Geist strahlt ein Licht aus, das mich blendet. Sein Wissen erreicht eine Tiefe, die ich nicht auszuloten vermag. Zwei meiner Freunde sind von ihm derart be- geistert, dass sie mit ihm in seine Heimat nach Indien reisen, damit sie ihn in den Fe- rien nicht missen müssen. Um ihn ist Ruhe. Ich sage dir, wenn ich in seine Nähe kom- me, dann fällt jede Ungeduld, jeder Zweifel, jedes Ungemach von mir ab. Mir wird warm. Gefühle steigen in mir auf, die ich noch nie erlebt habe.»

Vor der Türe trat jemand mit festen Schritten näher. Sie wurde einen Spalt weit geöffnet, ein lachendes Gesicht zeigte sich. «Ich bringe die Milch, und niemand ist in der Küche.» Tonja streckte das Kesseli und seinen braunen Arm hinein, öffnete die Türe, trat aber nicht auf den schönen Teppich. «Ich bin heute etwas später dran. Ich habe gestern auf dem Estrich ausgeräumt. Dabei habe ich etwas Schriftliches gefunden. Der Vater hat es heute nach dem z'Morgen an- geschaut und hat gesagt, ich müsse es her- unterbringen, das gehöre dem Dr. Leopold. Ich habe es lange geputzt, aber es hat im- mer noch schwarze Ränder.»

Madeleine nahm von dem munteren Mädchen den Milchkessel in Empfang und ging mit ihm in die Küche. Das war alte Tradition, dass jeden Morgen jemand für die Doktorsfamilie Milch brachte. Frau Madeleine wollte nur Milch von ihrem ei- genen Bauernbetrieb und nicht zusammen- geschüttete Allerweltsmilch. Früher war Stani bei Schnee und Gusi gekommen. Seit einigen Jahren hatte Tonja dieses Amt übernommen, hatte auch von Frau Made- leine ihren schönen Namen bekommen, weil ihr Antoinette zu lang und Toni zu kurz vorgekommen waren.

Mit freundlichem Nicken verabschiedete Madeleine das Mädchen, durchblätterte

flüchtig das alte Schriftstück, sah, dass es schwer lesbar war, legte es auf den Küchen- tisch und wollte in der Stube die Frühlings- putzete und das Gespräch wieder fortset- zen. Aber Arthur sass wieder am Klavier und war schon wieder in das Reich der Mu- sik versunken, spielte so ergreifend, dass ihn Madeleine nicht stören wollte und leise an den Tisch trat, sich lautlos auf einen Stuhl setzte und sich dem Genuss hingab.

Catherine, die dem Vater in der Praxis half, kam in die Küche, um schnell eine Ovomaltine zu trinken, sah das schwarzge- ränderte Schriftstück und begann zu lesen. Es war in der alten Schreibrift verfasst und nicht besonders schön geschrieben. Auf der ersten Seite konnte sie nur das Wort «Teufel» entziffern. Sie nahm die Blätter mit in die Praxis, vielleicht gehörten sie der alten Sophie. Sie hörte Arthur Kla- vier spielen und wollte nicht stören.

Leopold erkannte die Schrift sofort. Diese Art mit langen Schnörkeln zu schreiben, war ihm vertraut, trotzdem er sich mit die- ser Handschrift schon lange nicht mehr be- schäftigt hatte. Er wollte sich in die Zeilen vertiefen, konnte sich nicht länger damit befassen, weil Patienten warteten. Also la- gen die vergilbten Blätter bis zum Abend auf dem Instrumentenschrank.

Vom Teufel und einer alten Schrift

Nach dem Abendessen fuhr Arthur mit der Mutter in die Stadt ins Konzert. Cathe- rine räumte die Praxis auf und fand wieder die russigen Blätter, nahm sie mit ins Ess- zimmer und begann eifrig zu buchstabie- ren. Der Vater hatte sich in seinen beque- men Lehnstuhl unter die Leselampe ge- setzt, die Beine hübsch sorgfältig auf den Stuhl gelagert, interessierte sich aber auch um die Lektüre seiner Tochter.

Diese stellte ihren Stuhl neben den Vater und beide versuchten nun, in die Geheim- nisse dieser Schrift einzudringen. Nach Le- opolds Ansicht war es die Hand des Gross- vaters, der diese Zeilen geschrieben hatte. «Er war ein sonderbarer Kauz, dieser Grossvater», erklärte er seiner Tochter, «war Richter und angesehen, machte oft Sprüche über die Zukunft, die von den Leu- ten nicht verstanden, aber gerne weiterer- zählt wurden. Sein Vater hat noch Säumer

gekannt, die auf der vielbegangenen Saumstrasse verkehrten, die von der Kännelmatt über den Berg führt. Die Kännelmatt war ja früher eine Wirtschaft und gedieh hauptsächlich von dem Passverkehr. Sie ging dann nach und nach immer schlechter, weil die Eisenbahn all die Fässer und Laster billiger und über andere Orte transportierte.» «Ich habe mich schon lange gewundert, warum unser Bauernhaus so gross gebaut wurde. Seit Menschengedenken sind die meisten Zimmer leer. Im einen liegen Nüsse zum Trocknen, im andern stehen Möbel, die nicht mehr gebraucht werden, hängen Zwiebelkränze oder ein altes Rossgeschirr», sagte Catherine.

«Der Vater meines Onkels, von dem ich die Kännelmatt geerbt habe, hat auch die Bleichematte besessen, auf der unser Haus steht», erklärte Leopold. «Und nun wollen wir versuchen diese Seiten zu lesen. Es fängt in einem Satz an, vielleicht fehlen mehrere Blätter, auf welche Weise kam das Schriftstück in unsere Küche?»

«Sophie habe ich gefragt. Sie weiss nichts davon. Leider habe ich vergessen, die Mutter rechtzeitig auszuhorchen», meinte Catherine und schaute interessiert auf die Blätter in Vaters Hand, «wir wollen warten, bis die Mutter vom Konzert zurückkommt.» «Die Bleichematte habe ich dem Teufel zu verdanken», las Leopold und meinte: «Das fängt schon gut an. Setz dich an den Tisch und notiere, was ich dir vorlesen kann.»

Den ganzen Abend lang waren sie mit dieser alten Schrift gespannt beschäftigt, bis sich ungefähr der Sinn der Geschichte ergab: Der frühere Besitzer der Matte war ein reicher Bauer, protzig und gewalttätig. Im Rausch, den er alle Vierteljahre heimtrug, kam es oft zum Krach mit seiner Frau, die er dann mit einem Stock zum Schweigen brachte. Daraufhin benahm er sich eine Woche lang wie ein Schosshündchen, leistete Abbitte und versprach den ganzen Himmel voll. Er schlug meistens kräftig und wo er traf. Die Frau pflegte ihre Wunden selbst, ging nie zu einem Arzt und suchte dieses Laster ihres Mannes geheim zu halten. Einmal aber verletzte er sie so, dass sie ins Spital gehen musste. Von dort fuhr sie heim zu ihren Eltern und kam nie mehr zurück. Der Bauer konnte diese

Flucht nicht verwinden. Er tobte halbe Nächte, fluchte wie ein Fuhrknecht zu allen Fenstern hinaus und rief damit seine Saukollegen herbei, die ihn bei Most und Schnaps trösteten. Dieser Saufteufel beherrschte ihn nach und nach immer mehr. Er vernachlässigte seinen Besitz und sein Vieh. Da er von Natur aus schlau und hinterhältig war, versuchte er mit Wetten zu Gewinn zu kommen. Es kam also der Wettteufel auch noch dazu. Manchem Freund hat er viele Klafter Holz mit Wetten abgeluchst und durch eine Wette kam die Bleichematte in meinen Besitz. Ich lege also, so schrieb der Grossvater, ein Bauverbot auf diese Matte, damit sich nicht zu den beiden Teufeln auch noch der Spekulationsteufel gesellen kann. Und dann folgten noch einige prophetische Sprüche. Wenn der Hotel Fritz in seinem Grössenwahn recht bekommt, Hotelkästen in Vielzahl gebaut werden, dann ist das Dorf noch einmal froh, wenn diese Matte für Parkbäume und Bänklanlagen verwendet werden kann. Sonst steht es dem Dorf auch wohl an, diese ebene Matte zu haben, für das Auge und die gute Luft. Ich werde dieses Bauverbot im Grundbuch eintragen lassen für ewige Zeiten.

«Im Grundbuch habe ich aber keine solche Eintragung gefunden», sagte der Vater, «bevor ich mein Haus darauf gebaut habe, habe ich mich genau erkundigt über alle Servitute. Es besteht nur ein Wegrecht. Ob der Grossvater vor dieser Eintragung gestorben ist. Ich weiss nicht, wie lange er noch Besitzer dieser Matte war.» Es war noch eine abgefeymte Säumergeschichte angefügt, die aber auf die Matte keinen Bezug hatte und dann eine feierliche Betreuung seines unabänderlichen Willens, den er bei gesundem Verstand und im Besitze seiner geistigen Kräfte niedergeschrieben habe und in einem kräftigen Schnörkel seine Unterschrift.

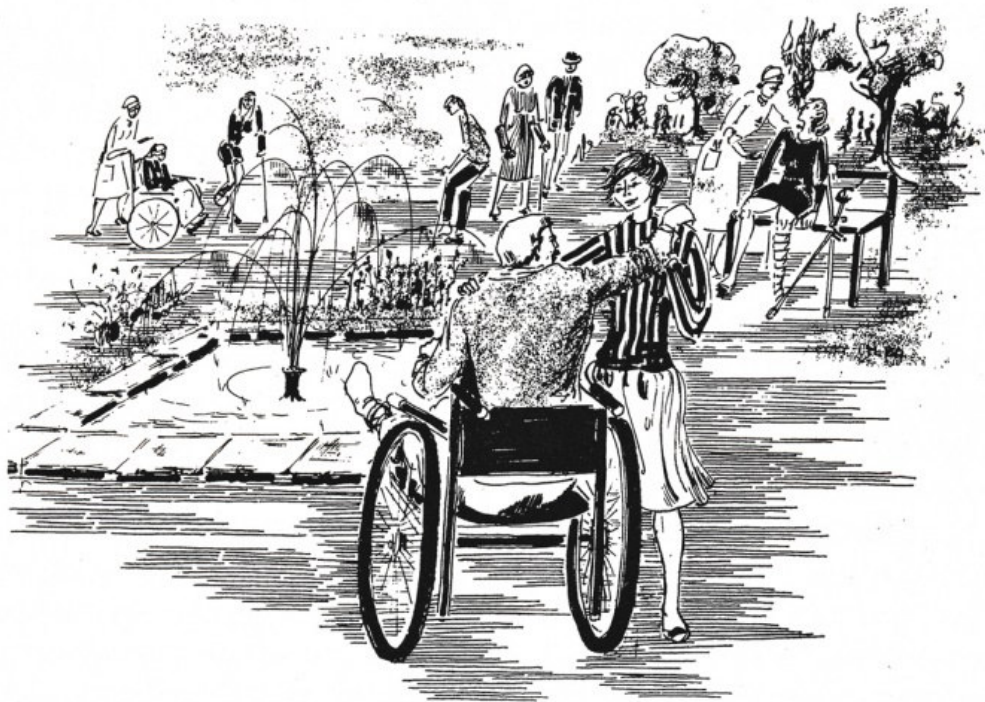
«Sitzen wir also auf der Teufelswiese, mein lieber Vater», sagte Catherine lächelnd, «und wussten nichts davon.» Dann begann Leopold von seinem Onkel zu erzählen, der bis ins hohe Alter auf Freiersfüssen ging, weil er sich aber für keine Frau entschliessen konnte und ohne Hochzeit dem Lebensende zuschritt, vermachte er in

einem feierlichen Testament seinem lieben, einzigen Neffen die Kännelmatt und die Bleichematt und gab ihm den dringlichen Rat, der Pächtersfamilie, die er schon zu seinen Lebzeiten eingesetzt hatte, volles Vertrauen zu schenken.

Unter schattigen Bäumen beim Springbrunnen

An einem heiteren Vormittag setzte sich Catherine in Vaters Wagen und fuhr ins Spital. Nach verschiedenen Erkundigungen erfuhr sie, dass Miigi im Garten spazierenfahre. 'Also geht es ihm doch besser', dach-

gekommen und bin wirklich ein Samichlaus. Ich bringe dir Nüsse und gedörrte Birnen, die hast du doch als Bub schon gern gehabt.» «Das Käthy bist du, das ist mir eine Freude. Warte, ich fahre zu dem Bänkli hin, dann kannst du sitzen. Ich kann dich ruhig anschauen, wie du fein aussiehst und eine flotte Dame geworden bist.» «Ich habe nach dir gefragt im Büro und auf der Etage, nichts als Kopfschütteln, einen Miigi von der Kännelmatt sei nirgends auf ihren Listen.» «Du musst entschuldigen Käthi, den Amerikanern war der Remigi zu kompliziert und der Miigi zu unverständlich, da



«Zum Wohltun bin ich gekommen», sagte Catherine.

te sie und suchte ihn unter den Bäumen und in den Gebüschchen und fand ihn beim Springbrunnen. Das linke Bein von sich gestreckt und kunstvoll unterpolstert, schaute er den Goldfischen zu.

Sie trat von hinten auf ihn zu, legte ihre Hände über seine Augen und fragte mit verstellter Stimme: «Wer ist da?» Remy erschrak und versuchte, die Hände von seinem Gesicht zu zerren. Aber sie umschlossen fest seinen Kopf. «Der Samichlaus», flüsterte Catherine. «Mach keine dumme Witze, Toni», wehrte sich Remy, «du tust mir weh.» «Nein, das will ich nicht», fuhr Catherine fort, «zum Wohltun bin ich her-

haben wir uns auf Remy geeinigt, und das habe ich beibehalten», erklärte er, «aber du bist ja auch umgetauft worden und unser Toni heisst ja jetzt Tonja, ein Name, so feierlich, der gar nicht zu dem wilden Mädchen passt.» «Das sind alles Erfindungen meiner Mutter, die immer etwas Französisches hineinschmuggeln wird», erklärte Catherine. «Ich bin gewiss, dein jetziger Name wird ihr auch viel besser gefallen.» «Das ist jetzt wohl gleichgültig», meinte er, «ich habe jetzt in eurem Haus nichts mehr zu tun, bin nicht mehr der Milchbub.»

«Aber du wirst zur Nachbehandlung zu meinem Vater in die Praxis kommen, wie

gehts dir überhaupt?» fragte das Mädchen. «Langweilig, kaum zum Aushalten, sie haben schon dreimal an diesem Beim herumgeschnetzelt», stöhnte er, «ich darf das Knie nicht biegen und nicht belasten, in vierzehn Tagen soll es besser werden, dann könne ich aus meinem Omnibus aussteigen und das Laufen lernen. Trübe Aussichten.»

«Eben, damit du ein wenig Kurzweil hast, bin ich hergekommen. Ich habe dich in den letzten drei Jahren nur einmal gesehen als Verdurstender auf der Bahre, wie bist du überhaupt von dort weggekommen? Haben sie dich auch mit dem Helikopter geholt?» wollte Catherine wissen. «Sag mir lieber, wie geht es deinem Vater», fragte Remy, «ich habe gehört, er sei nicht so recht dran mit seinen Beinen, er ist doch noch jung, kaum so recht in den Fünfigern drin.» Catherine rutschte näher und schaute ihm mit ernstem Blick in die Augen. «Im Vertrauen und um die Wahrheit zu sagen, Vater hat eine sehr böse Krankheit, ich vermute, dass sich sein Zustand verschlimmert und dass wir uns auf eine schwere Zeit gefasst machen müssen. Er will es nicht wahrhaben, trotzdem er doch als Arzt weiss, um was es sich handelt. Er will seine Krankheit mit seinem Willen besiegen und ich glaube, das kann er nicht. Die Mutter ist am Verzweifeln, nimmt Mittel, um vergessen zu können und damit wird es nur schlimmer.»

Remy legte seine Hand auf Catherines Arm und sagte: «Armer, lieber Herr Doktor», und nach längerem Schweigen, «arme Catherine.» Dann sah er, wie ihr die Tränen über die Backen liefen, suchte ihre Hand und hielt sie fest.

Der Brunnen plätscherte, die Sonne drang durch das Laubwerk der Bäume und beschien des Mädchens Gesicht. Sie redeten lange kein Wort, bis das Mädchen mit einem Ruck den Kopf aufrichtete und aus zugepresster Kehle zu sprechen anfang: «Ich danke dir, Remy. Wir wollen von anderen Dingen reden. Der liebe Gott wird uns beistehen. Sag mir, hat Tonja einen Schatz? Sie ist so quicklebendig und ständig guter Laune, ich glaube, sie ist verliebt.»

«Nicht, das ich wüsste», gab er erstaunt zurück, «sie ist gestern dagewesen, wie

immer strahlender Stimmung. Sie hätte gewiss nicht fortgehen können, ohne eine Andeutung zu machen. Sie hat das Herz auf der Zunge, das liebe Kind. Übrigens, da bist du böse auf dem Holzweg. Wenn man verliebt ist, kann man nicht ständig froh gestimmt sein. Der Liebeskummer nagt, die Eifersucht quält, die Zweifel bohren, bedrückt und gebeugt geht man in den Schatten.» «Hast du Erfahrung?» fragte sie keck. «Schlimme Erfahrungen», seufzte er. «Furchtbare Zeiten durchgemacht und gerne bereit, wieder Ähnliches zu erleben.» Damit waren sie beide wieder von der Bedrückung befreit und freuten sich, mit Anspielungen und Neckereien eine gute Stunde, einen prächtigen Morgen zu verbringen.

Da die Sonne langsam ihrem Zenit zustrebte, musste Remy seinen Fahrstuhl in Bewegung setzen. Er fragte noch so beiläufig: «Bist du jetzt tatsächlich die weite Strecke vom Dorf her extra wegen mir hergefahren?» Catherine sah ihm voll ins Gesicht, lächelte und sprach: «Wenn ich ehrlich sein will, nein. Ich musste ein Gutachten meines Vaters dem Chef-Arzt bringen, es war der letzte Termin. Aber es hat mich gefreut, dich zu sehen und mit dir zu plaudern.»

Man soll in jungen Jahren heiraten

An einem schönen Maimorgen kam Tonja im Schuss auf dem Velo hergefahren, die Räder knirschten im Kies vor dem Arzt- haus, im Schwick bog sie um die Ecke zum hinteren Eingang, sprang die Treppe zur Küche hinauf, stellte das Kesseli auf den Tisch und rief, da niemand zu sehen war: «Sophie, ich bin verspätet, wir mussten mähen.» Sophie kam vom Esszimmer her. In ihrer gewohnten mürrischen Art fauchte sie: «Du kommst immer zu spät, jedesmal mit einer andern Ausrede. Schon wieder musste ich der Frau Doktor von der gestrigen Milch zum Frühstück wärmen.» «Sophie, ich nehme das Kesseli gleich wieder mit, wenn du Zeit hast, die Milch umzuschütten. Was für ein herrlicher Tag, und du bist übler Laune» Dabei trat sie in ihre Nähe, fuhr ihr sanft übers Haar und meinte dazu, «was für schöne, graue Haare du hast. Meine Mutter ist auch grau, aber ohne den schönen Glanz.»

Aus dem Esszimmer wurde mit einer hellen, frohen Stimme gerufen: «Tonja, Tonja, komm her!» «Ich kann nicht, Frau Doktor», antwortete das Mädchen, «ich bin in den Gaderschuhen da.» Schon begann es die Schuhe aufzunesteln und trat barfuss ein: «Einen schönen, guten Morgen», grüsste es von der Türe her, «phantastisches Wetter. Ich bin schon seit vier Uhr auf den Beinen.» «Komm, setz dich zu mir, kannst mir ein wenig Kurzweil an den Frühstückstisch bringen.» «Leider bin ich nicht salonfähig angezogen», meinte Tonja und deutete auf ihre zerbeulten Hosen, «aber wenn Sie wünschen», dabei ging sie mit flinken Schritten über den weichen Teppich, zog sich einen Stuhl herbei und setzte sich an ihre linke Seite.

Was da alles vor der Frau Doktor aufgestellt war, drei Sorten Konfitüre. Knäckebrot, Gipfeli und knuspriges Pariserbrot, ein Ei und eine Käseplatte. «Du bist gross und stark geworden, Tonja, so mager und zimperlich du als kleines Mädchen warst. Und jetzt denkst du wohl schon ans Heiraten?» Aus voller Kehle lachte das Mädchen: «Habe leider keine Zeit dazu. Solange Stani noch fort ist, seine sogenannte bäuerliche Ausbildung in die Länge zieht, muss ich den Knecht machen.» Madeleine führt genüsslich ein mit Butter und Konfitüre überladenes Stücklein Brot zum Munde und sagte dann: «Hübsch bist du geworden, Tonja, frisch und gut gepolstert, zum Anbeissen. Hat sich noch keiner der jungen Burschen in dich verliebt?» Tonja zierte sich ein wenig und meinte: «Ich weiss nicht, ob man so am hellen Morgen davon reden kann. Doch, doch schon zwei sind herumgestrichen, haben rote Köpfe bekommen, wollten bis über Mitternacht hinaus aufbleiben und sind griesgrämig geworden. Aber zuerst muss ich mich doch verlieben. Und bis jetzt habe ich noch nichts gespürt.»

Frau Madeleine lehnte sich in ihrem Stuhl zurück, setzte eine mütterliche Miene auf und begann: «Man soll in jungen Jahren heiraten, Kind, das rate ich dir aus Erfahrung, später hat man Flausen im Kopf, vergeudet die guten Jahre und nimmt zuletzt den Falschen, wird unglücklich und muss dann mit ihm ein Leben lang zusam-

menbleiben. Ich kenne solche Frauen, langweilig, verbittert. Wer rasch zugreift, hat meist das Glück in Händen.»

Einmal im Reden liess Frau Madeleine nicht so schnell von diesem Thema ab. Tonja dachte an die Matte mit dem vielen Heu, und ob das Wetter wohl beständig bleibe, nickte höflich zu den guten Ratschlägen und sass auf Nadeln, wann sie endlich wieder heimeilen und dort helfen könne. Plötzlich kam ihr in den Sinn, dass jetzt eigentlich ein günstiger Moment wäre, eine Frage anzubringen, die schon längst fällig war.

Eine Atempause benützend fiel sie ein: «Was mir schon lange auf dem Herzen liegt. Was gedenkt Herr Leopold mit unserem Spicher zu tun? Seit dem Lawinenunglück steht er schief und krumm da. Er muss abgebrochen oder wieder aufgerichtet werden. Mein Bruder Remy, wenn er wieder laufen kann, möchte gern wieder dort einziehen, aber wenn er nicht weiss, ob ihm nachts das Dach auf den Kopf fällt, ist es für ihn ungemütlich. Er muss ja wohl noch lange herumhumpeln, und das wäre für ihn bequem, ohne hohe Stiege unter Dach zu kommen.»

«Du hast recht», entgegnete Frau Madeleine, «ich werde mit meinem Mann reden. Wichtiger aber scheint mir, dass du meinen guten Rat befolgst, wir haben zwar in der welschen Schweiz oft andere Ansichten als die nüchternen Deutschschweizer, aber warum sollst du nicht von unserer höheren Kultur profitieren? Du hast mir von klein auf immer gut gefallen, Tonja, bist ein flotter Kerl geworden, aufrichtig und nett, ich mag dich und möchte dir ein grosses Glück gönnen.» Tonja erfasste diesen Augenblick, um herzlich zu danken und aufzustehen, bot Frau Doktor die Hand und nahm umständlich Abschied. In der Küche schlüpfte sie eiligst in die Schuhe, sprang aufs Rad und verschwand im Hui mit dem Kesseli um die Ecke.

Dieses Gespräch führte dazu, dass Dr. Leopold wieder einmal bei seinem Pächter auf der Kännelmatt ankehrte, mit bedenklich gekräuselter Stirne den Spicher von allen Seiten betrachtete und mit Miigi und seiner Frau beratschlagte. «Eigentlich ist euch dieses Gebäude überflüssig, es steht sozusagen leer. Die Renovation kostet eine

Stange Geld. Was meint ihr dazu?» fragte Leopold und beschaute das verschobene Schindeldach. Frau Lisbeth meinte: «Hier gäbe es Platz für einen schönen Hausgarten. Mein Mann will mir sowieso keinen Meter Land für einen grösseren Garten abgeben. Seit Jahren rede ich auf ihn ein. Aber er tut keinen Wank.» «Blumen, Blumen will sie haben», räsionierte Miigi, «davon werden die Kälber nicht fett. Ja, eigentlich direkt brauchen wir ihn nicht. Aber ein Silo wäre schon längst fällig.» Leopold stützte sich auf seinen Stock, stand etwas gebeugt vor dem Spicher. Nun richtete er sich kerzengrad auf und sagte: «Ich will mit dem Zimmermann reden, was man mit dem Holz machen könnte und was er verlangt, um ihn instand zu stellen. Ich gebe dann wieder Bericht.» Er drehte sich um und wollte auf seinen Wagen zulaufen. Aber so schnell liess ihn Frau Lisbeth nicht fort: «Jetzt, Herr Doktor wird nicht schon wieder davongefahren.» Mit beiden Händen griff sie nach seinem Arm. «Tonja hat ein Zabig aufgetischt, Geräuchertes und eine Flasche Wein aus dem Keller geholt. Ihr gebt uns die Ehre und kommt in die Stube?»

Leopold wehrte sich und meinte: «Die hohe, stotzige Stiege macht mir etwas Mühe, ein ander Mal in nächster Zeit.» «Wenn nicht in der Stube, dann an einem Sonnenplätzchen vor dem Haus, oder wenn Ihr lieber an den Schatten geht, dort drüben. Im Augenblick ist ein Tisch da. Bleibt doch jetzt noch ein halbes Stündchen. Wir bitten darum», konnte Frau Lisbeth so einschmeichelnd sagen und dabei ihre schönen Augen verdrehen.

Sie rief an das offene Stubenfenster hinauf: «Toni, bring geschwind das Zabig und ein Tischtuch, wir essen im Freien.» Dann sprang sie zur Türe, die ebenerdig in das Untergeschoss führte und schleppte Stühle herbei. Den ersten bot sie Leopold an, damit er sich auf dem Plattenboden ein Plätzchen wählen konnte. Miigi stemmte einen Tisch heraus und flugs war eine gemütliche Tafel zurechtgemacht und die Familie scharte sich um ihren lieben Gast. Vom Heuen wurde gesprochen, vom Holz aus dem zur Kännelmatt gehörigen Wald, von der Frühlingsputzete, die bei diesem gros-

sen Haus den ganzen Sommer über nicht fertig werden wollte. Dieses Jahr seien sie schon früh dran, noch die Zimmer im Dachstock und dann der riesige Estrich mit den Schwalbennestern, aber mit dem wollten sie warten, bis die Vögel fortgezogen seien.

Ein Telefonanruf machte dem trauten Beisammensein ein Ende. Dr. Leopold wurde zu einem Kranken gerufen. Tonja begleitete ihn zum Wagen und flüsterte ihm zu: «Ich bin gewiss, Remy heult, wenn der Spicher verschwinden muss. Er ist gern allein, hat genug von dem Gedränge in Amerika. Er kommt bald aus dem Spital heim.» «Bleibt er da?» fragte der Arzt. «Wahrscheinlich schon», meinte Tonja, «wenn es mit dem Knie gut herauskommt. Er möchte im Spicher schlafen, bis es kalt wird.» «Also eine Einzimmerwohnung mit Küche und Dusche», lachte Leopold, strich dem munteren Mädchen mit der Hand über die Haare, «sag vorläufig nichts, aber der Spicher bleibt.» Dann zwängte er unter leisem Stöhnen seine Beine in den Wagen und fuhr dem Dorf zu.

Von einem bösen Brief und einem ungeduldigen Patienten

Daheim sass Frau Madeleine in ihrem bequemen Polsterstuhl und vergoss bittere Tränen. Sie hielt einen Brief in der Hand, der mit den zügigen Schriftzeichen ihres über alles geliebten Sohnes bedeckt war, und den sie nun schon zum dritten oder vierten Mal las:

«Liebe Mamma, heiss ist es auf meiner Bude und die Stadt stinkt. Der Professor, der meine grosse Arbeit beurteilen soll, ist krank. Auch ich bin krank. Alles ekelt mich an. In solchen Situationen ist ein Tapetenwechsel dringend notwendig. Ich habe eine grosse Reise im Sinn, werde mich aber noch mit Deinem Schwager in Lausanne darüber besprechen. Sei nicht traurig, wenn ich Dir lange nicht mehr schreibe. Ich danke Dir herzlich für das Geld, das Du mir geschickt hast, es wird mir weiterhelfen. Grüsse mir Vater, und bringe es ihm schonend bei und denke lieb an mich. Ich umarme und küsse Dich

Dein Arthur.»

Der Brief war eine Woche alt und gestern in Zürich abgestempelt worden. Sobald sie sich von ihrem Schreck erholt, die Tränen abgewischt und das Gesicht frisch gepudert hatte, legte sie sich aufs Bett, griff nach dem Telefon und rief die Nummer ihres Schwagers an. Sie erreichte ihn auf seinem Büro und erhielt die Auskunft, dass Arthur zwei Tage dagewesen und vorgestern mit dem Flugzeug nach Indien abgereist sei. Diese Reise werde ihm wahrscheinlich gut tun, er scheine mit den Nerven so ziemlich am Rand zu sein. Ganz am Schluss des lan-

hastige Auswahl von passenden Strümpfen und Schuhen, das Wühlen in ihrer Handtasche, die sie dann zuguterletzt im Salon liegen liess. Dann eilte sie in die Küche, eröffnete der alten Sophie, dass sie sich jetzt nicht mit dem Nachtessen befassen könne, sie komme wahrscheinlich spät zurück. Dann ein hastiger Sprung in die Garage und wieder über das Kies zurück, um den Autoschlüssel zu holen. Ein Wunder nur, dass sie im Schwung um die Ecke nicht stürzte. Ein Aufheulen des Motors, mit dem Rückwärtsgang in den Holunderbusch und



Remy setzte sich auf einen Stuhl neben die andern wartenden Patienten.

gen Gesprächs fügte der Schwager noch bei. «Ich bin froh, liebe Schwägerin, wenn du für die paar Tausender, die ich ihm mitgegeben habe, gutstehst.»

Frau Madeleine sank entgeistert in die Kissen ihres Bettes zurück, ein neuer Tränenstrom flutete über ihre Wangen. Ein Häuflein Elend schüttelte sich und jammerte neben der aufgetürmten Bettdecke. Kaum hatte sie sich etwas beruhigt, griff sie mit zitternder Hand erneut nach dem Telefonhörer, stellte hastig und mit einigen Fehlgriffen die Nummer ihrer Freundin in der Stadt ein und teilte ihr mit, dass sie in einer halben Stunde komme, ein furchtbares Unglück sei geschehen. Sie wolle jetzt nicht noch mehr sagen. Daraufhin begann der Sturm auf ihren Kleiderschrank, die

im Geächze der Räder und Bremsen auf die Strasse und fort.

Einige Zeit später brachte Tonja eine kostbare Fracht ins Doktorhaus. Sie sprang munter vom Führersitz und um den Wagen herum, dort öffnete sie die Türe und half dem linken Bein ihres Bruders, stützte ihn und schritt vorsichtig mit ihm die Stiege hinauf zur Praxistüre, setzte ihn bequem auf einen Stuhl neben die wartenden Patienten und verschwand flugs wieder, um zur hinteren Haustüre zu eilen und ihren Besuch anzumelden.

Zu Catherine, die bald darnach in die Küche hineinschaute, sagte sie: «Ich habe euch meinen Bruder gebracht, er möchte, dass es rascher vorwärts geht. Lass ihn ruhig warten, bis die andern Patienten dran

kommen. Er sitzt bequem, hat wenig Schmerzen. Wenn es soweit ist, gibst du mir einen Funk. Ich hole ihn dann wieder ab.» «Wie geht es ihm?» fragte Catherine und erhielt zur Antwort: «Nicht schlecht, aber er ist ungeduldig und zappelig. Darum habe ich ihn aus dem Spital herausgeholt und hergebracht. Dein Vater kann ihm vielleicht aufhelfen und wieder Mut machen. Tschau!» Tonja hüpfte mit winkender Hand aus der Küche, zum Wagen und schwenkte in die Strasse ein.

Dr. Leopold hatte heute wieder einen schlechten Tag. Er konnte sich nur mühsam von seinem Stuhl erheben. Catherine nahm ihm jede entbehrliche Bewegung ab und bediente ihn an diesem Morgen besonders dienstbeflissen. Als sie den nächsten Patienten holte, begrüßte sie Remy lächelnd mit einigen herzlichen Worten und versicherte ihm, dass er wahrscheinlich nicht lange warten müsse.

Als er an die Reihe kam, half sie ihm durch die Türe und Platz nehmen. Auch ihr Vater freute sich, ihn wieder auf den Beinen zu sehen, sagte aber: «Weisst du, ich pfusche nicht gern meinen Kollegen ins Handwerk. Wenn du zur Nachbehandlung hergeschickt wirst, können wir uns ernstlich mit deinem Knie befassen. Vorläufig will ich es anschauen und abtasten, aber dann musst du wieder zurück. Zeig mal, wie das aussieht.»

Während er das Knie sorgfältig und gründlich in Augenschein nahm, sagte er: «Hat dich böse erwischt. Das Knie ist immer eine heikle Sache, aber wie ich sehe, bist du auf dem besten Weg, wieder ein Springinsfeld zu werden. Wenn ich das von mir auch sagen könnte. Bei mir ist es nicht nur das Knie, die ganze untere Partie ist Wegwerfmaterial. Übrigens, damit ich es nicht vergesse, morgen kommt der Zimmermann mit seinen Leuten. Bis du zurückkommst, ist der Spicher bezugsbereit, von der oberen Seite kannst du sozusagen ebenerdig hineinschlüpfen.» «Also kein Silo», lachte Remy, «wäre doch jammerschade gewesen, das prächtige Heimen zu verschandeln. Herzlichen Dank, ich freue mich mächtig, dort zu hausen. Wenn ich in der Nähe eine Stelle finde und wieder mit dem Auto fahren kann, bleibe ich am liebsten bei Vater

und Mutter.» Remy musste oft aufzucken, während Leopold an seinem Knie herumdrückte, aber er sprach trotzdem gelassen weiter. «Ich bin jetzt lange genug unter fremden Leuten gewesen. Hier daheim ist es halt doch am Schönsten, und wenn Tonja sobald nicht heiratet, hat Vater einen guten Knecht und ich eine tolle Haushälterin. Was will ich mehr.»

Befriedigt schlüpfte er wieder in seine Hosen. Dr. Leopold klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter und meinte: «Täglich genau die Übungen machen, geduldig bleiben, Pläne machen und tapfer sein. Ich versichere dir, es kommt gut. In einem Jahr kannst du dich im Fussballklub anmelden. Behüt dich Gott!» Dr. Leopold musste sich dem nächsten Patienten zuwenden. Remy verabschiedete sich glücklich und mit herzlichem Dank.

Herr Doktor, das gehört nicht zu Ihren Pflichten!

Im Doktorhaus war schwerer Kummer eingezogen. Von Arthur aus Indien kam keine Nachricht und Vaters Übel wurde immer schlimmer. Als Arzt sollte er doch wissen, wie es um ihn stand. Er wollte es nicht wahrhaben. Im Herbst fuhr er mit seiner Frau in eine Badekur und bestellte für diese Zeit einen Assistenten.

Es war ein flotter, blonder, junger Mann, grossgewachsen und sportlich, war von seinen Kenntnissen überzeugt und hörte nur lässig den Erklärungen zu, die ihm Leopold zur Einführung gab. Er kam mit seinem eigenen Wagen, sodass Catherine den Wagen ihrer Mutter zur Verfügung hatte. Abends sass er meistens bis spät vor dem Fernseher in der Stube oder redete mit Catherine über die neuen Methoden der Heilkunst, wie das, was noch vor fünf Jahren in Mode war, veraltet sei, und wie sich alles im Fluss befinde, in einer gewaltigen Entwicklung in der Evolution. Das war ein Wort, das er immer wieder in den Mund nahm und nicht genug aussprechen konnte.

Er war ein begabter Mann, allem Neuen mit Begeisterung zugewandt, sprach von der Schädlichkeit des Nikotins und rauchte in der Praxis bei jeder Pause im Schnelltempo eine Zigarette, sprach von dem Unglück des Waldsterbens, aber fuhr mit sei-

nem Wagen nutzlos weite Strecken, angeblich, um die Gegend kennenzulernen. Für Catherine war er ein geschliffener Gesprächspartner, erklärte ihr jedes Krankheitsbild einlässlich und die neuen Mittel zur Bekämpfung. Sie übersah seine Geltungssucht und seine Art, wegen Kleinigkeiten verletzt zu sein.

Wenn sie abends in der Stube sass und schriftliche Arbeiten nachholte, schaute er ihr oft zu und schätzte jede Vertraulichkeit. Wochenlang war dies für beide eine angenehme, fast gar eine glückliche Zeit, wenn von der Badekur gute Nachricht eintraf, oder die Mutter lange Telefongespräche führte über die netten Kurgäste und alle Bequemlichkeiten, die sie mit Wonne genoss.

An einem Vormittag in der Praxis, der letzte Patient hatte eben das Haus verlassen. Catherine versorgte im hohen Gestell Medikamente, fühlte sie plötzlich seine Nähe, wollte sich umwenden, spürte seine Hände auf ihrer Brust und seine Umarmung. Im Schreck vermochte sie nicht sich zu rühren. Er drückte ihren Kopf zur Seite und küsste sie auf den Mund. Nicht etwa zart und lieb. Wie ein Eroberer, hart und besitzergreifend, leidenschaftlich und aufgewühlt. Catherine liess die Medikamente fallen, die lärmig über den Boden kollerten, drehte sich um, lehnte mit dem Rücken an das Gestell und sprach mit einer Glutwelle im Gesicht: «Herr Doktor, das gehört nicht zu Ihren Pflichten!» «Ich weiss», sagte er leichthin, «Sie sind ein so herziger Käfer und machen mir so viel Freude, ich kann doch nicht gleichgültig bleiben. Kommen Sie, ich nehme Sie auch lieber von vorne in die Arme. Sie haben es vielleicht nicht bemerkt. Ich habe mich in Sie regelrecht verliebt.» «Ich danke für das Kompliment», sprach Catherine, nahm einige Papiere vom Pult und verliess entrüstet die Praxis.

Am Abend nach dem Nachtessen sass Catherine mit schriftlichen Arbeiten am Stubentisch. Der Assistent schaute einem Fussballmatch am Fernsehen zu. Das Lärmen und Gebrüll störte Catherine nicht, eher die Gegenwart des Zuschauers. Mitten unter dem Spiel wendete er den Kopf und meinte: «Sie sind ungehalten, Fräulein Catherine, sind kühl und verschnupft. An-

dere Mädchen sind hocheifrig, wenn sie von einem hübschen, jungen Mann einen Kuss bekommen. Dabei habe ich diese Umarmung ernst gemeint. Ich habe mir tatsächlich überlegt, ob ich noch einmal in meinem Leben ein so liebes und tüchtiges Mädchen finden werde. Sie sind mir in diesen wenigen Wochen sehr lieb geworden, Catherine.» Im Bildschirm wurde ein Goal geschossen, die Zurufe und Begeisterung überborteten. Catherine fühlte sich nicht veranlasst, in dieses Gebrüll und Getöse hinein eine Antwort zu geben.

Da sich endlich das Publikum auf dem Bildschirm etwas beruhigt hatte, begann er wieder: «Sie sehen, Catherine, ich bin fast jeden Abend hier in der Stube. Ich bin ein solider Mann. Es ist mir wohl in Ihrer Nähe, wie gesagt, mein Herz hat sich Ihnen zugewendet, ist hängen geblieben. Wollen Sie sich nicht etwas freundlicher mit diesem Herzen befassen? Ihr Vater ist ein kranker Mann. Ich könnte ihm helfen und dann einmal sein Haus und seine Praxis übernehmen, wenn Sie nicht vor jeder Zärtlichkeit zurückschrecken.»

«Herr Doktor», gab ihm das Mädchen zur Antwort, «mir scheint, Sie haben diesen Antrag auswendig gelernt, so mühelos und geschliffen kommt er von Ihren Lippen. Sie täuschen sich, bei mir fängt die Liebe nicht mit einem gierigen, wilden Kuss an. Ich will Sie nicht länger beim Genuss dieses Matches stören. Ich bin noch verabredet. Einen schönen, guten Abend wünsche ich Ihnen», nahm ihre Blätter vom Tisch und ging gemächlich und schmiegsamen Ganges hinaus. Bald darnach vernahm er das Anlassen des Motors, stand auf und trat ans Fenster um zu sehen, dass sie tatsächlich in die Strasse einschwenkte und ohne hinaufzusehen davonfuhr.

Er blieb lange am Fenster stehen. Mit einem kühlen Lächeln schaute er, wie Catherines Wagen in der Biegung der Strasse verschwand, schaute über die ebene Matte, hielt den zurückgeschobenen Vorhang in der Hand und dachte: 'Fahr nur zu. Du wirst wieder zurückkommen. Dann nehme ich dich in die Zange. Du wirst schon noch gefügig werden, bist nicht die erste, die mir nach dem ersten Angriff auswitscht. Und wie haben sie dann um ein bisschen Zärt-

lichkeit gebettelt. Diese stolze, kleine Landmaus zappelt noch und wehrt sich, bis sie in meine Falle geht. Meint, sie könne mir imponieren, mir das Näschen in die Luft strecken, den Kopf und ihre hübschen Haare zurückwerfen. Du verrechnest dich, liebe Catherine. Wir haben noch Zeit. Du wirst mir wie eine reife Frucht in die Hand fallen. Ich werde dich behutsam in die Arme nehmen und nicht so schnell loslassen, wenn dein Eigensinn gebrochen ist.' Lautes Gebrüll aus dem Fernseher erfüllte den Raum. Er zog den Vorhang vor und wendete sich wieder dem Bildschirm zu, wurde durch den heftigen Kampf der Fussballmannschaften von seinen siegessicheren Gedanken abgelenkt. Er blieb noch lange vor dem Match in der Stube sitzen, achtete auf jedes Geräusch von der Zufahrt. Auch da er in sein Zimmer kam und sich zur Ruhe legte, wartete er gespannt auf Catherines Heimkehr, bis er endlich nach der letzten Zigarette einschlieft.

Blut auf dem Küchenboden

Frau Lisbeth in der Kännelmatt eilte geschäftig vom Haus zum Spicher hinüber, trug einen Krug Most, Brot und Käs herbei. Früh am Morgen war der Zimmermann mit seinen Leuten angekommen und hatten mit dem Abrüsten begonnen.

«Mich nimmt wunder, wie ihr die eingedrückten Wände wieder aufrichten könnt», fragte sie den Meister, «die Balken sind doch gewiss über dreihundert Jahre alt und die Holzwespen haben darin gehaust.» Der Zimmermann meinte lachend: «Frau Lisbeth, die Wände machen uns wenig Kummer. Aber das schöne Schindeldach mit dem silberigen Glanz möchten wir retten. Kein Dachdecker kann so schöne, abgeweterte Schindeln herbeizaubern. Wenn die Wände wieder gerade stehen, möchten wir, wenn möglich, das Dach, wie es ist, wieder aufsetzen. Ein Kunststück, da muss man vorher schon noch einen zünftigen Schluck Most trinken, Prosit!»

Tonja kam herbeigeeilt und wunderte sich, wie der Zimmermann das ankehren wollte: «Das kann man doch nicht, das Dach in die Luft aufhängen und unterdessen die Wände aufrichten, und zuletzt passt nichts mehr zusammen. Es wäre ja schon

schön, der neue Spicher mit dem alten Dach, geradezu eine Sensation, da kämen die Leute von weit her, um dieses Wunder zu bestaunen.» Auch Miigi kam, setzte sich zu den Werkleuten an den Znünitisch und war anderer Meinung: «Ziegel oder Eternit, Hauptsache ist, wenn ein Dach dichthält. Mir ist wurst, ob das den Spaziergängern oder Kurgästen, die den alten Saumweg hinaufwandern, gefällt oder nicht. Wenn es nur bei einem Gewitter nicht tropft.»

Unterdessen kam, auf Krücken gestützt, gemessenen Schrittes ein Mann den Weg hinauf, den Hut tief in die Stirne gezogen, gemächlich den Rauch aus seiner Pfeife in die Luft blasend. Tonja sah ihn zuerst: «Jesses, der Remy, ganz allein», und schon sprang sie auf, die Matte hinab und rief, «kommst du zu Besuch, oder kommst du heim? Die Krücken sind mir im Weg, sonst würde ich dich in die Arme schliessen, Bruderherz!» «Ja, ich komme heim. Du kannst mir dann einmal meine Sachen holen im Spital. Ich wollte versuchen, ob ich die kurze Strecke vom Dorf bis hier hinauf marschieren kann. Lass mich jetzt nur schön Schritt für Schritt spazieren, dann gehts gewiss bis in die Stube hinauf.»

Die Mutter eilte herbei, der Vater wartete bei der Stiege, dann wurde Remy feierlich bis zu seinem Platz auf der Eckbank begleitet. «Ich wäre schon letzte Woche gerne gekommen, aber die Versicherung hat sich gesperrt. Nun bin ich endlich wieder daheim und bleibe hier, bis ich wie ein Wiesel herumspringen kann.»

Ob sie ihm vom Geräucherten aufschneiden solle, ob er Durst habe, wollte die Mutter wissen. Miigi schickte Tonja in den Keller, um Wein zu holen, dieses frohe Ereignis könne man doch nicht mit Most einschwemmen. Ein Wiedersehensmahl mit Krapfen und Lebkuchen wurde auf den Tisch aufgestellt.

Tonjas Backen glühten schon bald, und auch der Mutter stieg die Röte vom Hals her ins Gesicht. «Jetzt bin ich doch noch zu früh gekommen», meinte Remy, «der Doktor hat mir gesagt, bis ich heimkönnen, sei der Spicher wieder instand gestellt. Eh nun, dann wohne ich eben in meinem alten Zimmer.» «Wir haben es all die Jahre für dich bereit gehalten», sagte Tonja, «nur abstau-

ben muss ich dort und das Bett anziehen, hat sich allerhand angesammelt während deiner Amerikazeit, muss wahrscheinlich den Staub mit der Schaufel aus dem Fenster werfen.» «Nein, so musst du jetzt nicht übertreiben», wehrte sich Frau Lisbeth, «jedes Jahr haben wir gründlich ausgemistet. Nur diesen Frühling sind wir noch nicht dazugekommen. Die verfluchte Lawine hat unsere Ordnung tüchtig über den Haufen geworfen. Aber bis nach dem z'Mittag glänzt der Boden wieder. Wir wollen es dir heimelig machen, Remy.»

«Wenn Stani auch noch da wäre», meinte der Heimgekehrte, «dann wären wir nun glücklich wieder alle beisammen.» Der Vater seufzte: «Der Stani, der Lausbub, hat immer wieder eine andere Ausrede, man sollte meinen, ein Bauer müsse bald einmal an die Akademie, um seinen Beruf zu kennen. Wir haben das Bauern noch von unserem Vater gelernt und damit basta. Er aber meint, zuerst die Landwirtschaftsschule, dann ein Praktikum im Welschland, dann im Flachland, wenn möglich noch Schafzucht in England, ist noch ein Wunder, dass er nicht nach Australien will. Dr. Leopold wird mit ihm einmal sehr schwer zu tun haben, der stellt ihm dann ein Silo direkt vor die Fassade bis in den Giebel hinauf. Aber das können die beiden dann unter sich ausmachen. Ich schlüpfte dann in den Hintergrund. Mir tut jetzt schon bei jedem Wetterumschlag der Rücken weh.» «Und ich», protestierte Frau Lisbeth, «für mich bleibt dann noch die Magdarbeit beim jungen Pächter, ich bedanke mich.» «Nein, nein», tröstete sie Miigi, «dann kannst du nach Einsiedeln wallfahren, nach Rickenbach und Werthenstein, Stani wird schon eine gute, gschaffige Frau heimbringen, die macht dann jedes halbe Jahr Frühlingsputzete bis zu oberst im Haus mitsamt dem Taubenschlag.»

Nach dieser glücklichen Heimkehr nistete sich Remy in seinem Zimmer ein, heftete Bilder an die Wand, füllte Schränke und Tablare mit seinen amerikanischen Kleidern und Andenken. Mutter Lisbeth war gespannt, ob er Fotos von Mädchen aufmache oder herumliegen liess. Sie war gar gwunderig, etwas von seinem Leben in Amerika zu vernehmen. In dieser Familie

war man sich nicht gewohnt, das Herz auf der Zunge zu haben, darum war es nicht leicht, solche Heimlichkeiten aus ihm herauszulocken.

Remy war sich schon immer gewohnt, früh aufzustehen. Oft ging er in den Stall, hatte er doch schon als Schulbub dem Vater beim Melken geholfen. Manchmal machte er einen zahmen Marsch in den Wald, noch immer mit beiden Krücken. Vielleicht, weil er noch zu schnell müde wurde oder weil er einen ungeschickten Schritt machte, straukelte er über eine Wurzel und fiel auf das blessierte Knie. Remy war nicht der Mann, der wegen Schmerzen ein grosses Geschrei machte. Da er aber merkte, dass beim Weitergehen die Hosen am Bein kleben blieben und er ohnehin in der Nähe des Dorfes war, lenkte er seine Schritte auf das Doktorhaus zu. Es war Vormittag und Besuchszeit, er wollte sich bei Dr. Leopold zur Nachbehandlung anmelden und schritt um das Haus herum zum hinteren Eingang und traf die alte Sophie in der Küche. «Auch wieder einmal im Land, du Vagabund», begrüßte ihn die sonst eher bärbeissige Magd.

Er setzte sich zu ihr an den Küchentisch und vernahm, dass der Herr Doktor noch in der Badekur sei und dann nach Zürich zum Untersuch reisen müsse. Die Frau Madeleine aber komme schon diese Woche zurück. Sophie erzählte ihm auch, es sei ein Assistent da, der immer an der Kost etwas auszusetzen habe. In seinem Zimmer habe er eine Sauordnung. Sie könne ihn nicht ausstehen, ‚gschnäderfrässige‘ Leute habe sie sowieso auf der Latte. Frau Madeleine sei auch heikel und schwer zufrieden zu stellen, aber sie sage es anständig und habe für sie manch gutes Wort.

«Ja nun», brummte Remy, «dann muss ich wohl mein Knie dem Assistenten zeigen.» «Da hast du jetzt Pech», eröffnete ihm Sophie, «der ist jetzt gerade vor fünf Minuten zu einem Unfall weggefahren, aber Catherine ist da.» Und als ob sie ihren Namen gehört hätte, ging die Küchentüre auf und sie trat ein. «Nein, was sehe ich», rief das Mädchen aus, «sitzt ein lieber Gast am Rüsttisch. Grüss dich Gott, Remy, wie geht es dir? Ich habe schon vernommen, dass du wieder heimgekehrt bist und zwar auf eigenen Füßen.» Remy wollte aufstehen,

rutschte aber aus und sah, dass er im eigenen Blut ausgeglitscht und der Küchenboden unter dem Tisch arg besudelt war. Er fiel wieder auf seinen Stuhl zurück und meinte: «Wie du siehst, geht es mir ausgezeichnet, nur habe ich euch den schönen Kachelboden versaut.» Catherine besah sich die Blutlache am Boden und die Hosen, die auch ihren Teil abbekommen hatten und befahl: «Dreh dich ein wenig

das?» «Im Gegenteil, das tut wohl», seufzte der junge Mann, «besonders, wenn du mit deiner kühlen Hand darüber fährst und streichelst.» «Ich kann das noch fortsetzen», neckte das Mädchen, «das kostet nichts. Nur nicht den ganzen Vormittag. Ich weiss nicht, wann der Herr Doktor zurückkommt. Im Wartezimmer sitzen ungeduldige Leute. Wie fühlst du dich wieder zuhause? Geht es gut mit den steilen Trep-



Sophie erzählte ihm, dass der Doktor in der Kur und ein Assistent da sei.

mir zu, zieh dein Hosenbein hinauf. Was hast du gemacht? Das sieht ja fürchterlich aus. Komm in die Praxis hinüber. Der Assistent ist leider nicht da, aber ich will dir das Blut stillen. Hast du Schmerzen?»

«Nicht der Rede wert», winkte Remy ab, «ich bleibe lieber da, will nicht noch weiter herum solche Spuren hinterlassen.» «Nix da», lachte Catherine, «Unfälle gehören nicht in die Küche. Komm, ich helfe dir.» Remy musste gehorchen und wurde mit Unterstützung auf den Konsultationsstuhl befördert. Dabei erzählte er, wie er im Wald unglücklich gefallen sei, er hätte auch mit der kleinen Wunde zur Mutter gehen können, aber er müsse sich ohnehin hier anmelden. Darum sei er gekommen.

Geschickt hantierte das Mädchen mit der Watte und dem Verbandsstoff, betupfte die Wunde mit Jod und fragte: «Schmerzt

pen daheim? Bist du froh, wieder Mutter's währschafte Kost zu essen?» «Alles prima», protzte er, «ich werde noch Oberturner, so gut kann ich mit den Krücken umgehen. Du siehst ja. Nur möchte ich, dass es etwas rascher vorwärts gehen würde. Das Faulenzen liegt mir nicht. In Amerika musste alles so furchtbar schnell gehen, und jetzt auf einmal komme ich nicht mehr vom Fleck. Ich fahre nächstens noch aus meiner Haut.»

«Mit solchen Sprüngen kommst du wahrscheinlich schneller vorwärts», höhnte sie, «aber das ist nicht schlimm. Ich mache dir jetzt einen guten Verband und wenn der Assistent nicht so bald zurückkommt, trinken wir zusammen in der Stube einen Frühschoppen. Wir haben ja deine Heimkehr von Amerika nicht begossen. So heilt diese Wunde tadellos.»

Remy war davon hellauf begeistert. Er hatte Durst und nahm gerne die Einladung zu einem kräftigen Schluck an. Er kannte Dr. Leopolds Keller von früher, war oft mit seinem Vater in der Stube gesessen, wenn er den Zins bringen musste und hatte in dieser Stube manche schöne Stunde verlebt.

Sie sassen in munterem, vertrautem Gespräch am Tisch mit köstlichem Weisswein gefüllte Gläser vor sich und freuten sich, in lustigen Erinnerungen herumzustochern aus der Schulzeit und die Jahre nachher. Remy befand sich trotz der Schmerzen in einem Zustand herrlichen Wohlbefindens und Catherine plauderte gerne mit dem endlich heimgekehrten Pächterssohn, den sie schon immer gut hat leiden mögen.

Von einer unverhofften Braut

Ein Auto schwenkte in rassicem Schwung zur Garage ein. «Jetzt kommt der Herr Doktor.» Aber die Vermutung war falsch, an seiner Stelle trat Mutter Madeleine zur Türe herein. Müde und abgekämpft schleppte sie sich an den Tisch, ergriff sogleich Catherines Glas, trank einen tiefen Schluck und sagte: «Seit morgens vier Uhr packen wir, schleppen wir Koffern und Schachteln. Zuerst auf den Bahnhof, dann wieder zurück in die Kuranstalt und du sitztest gemütlich am Tisch, gib mir noch einen Schluck.» Catherine, überrascht von der unerwarteten Rückkunft: «Was ist denn geschehen? Ich habe dich auf Ende der Woche erwartet, Mutter.» «Die ganze Kur, ein Fehlschlag nach dem andern», jammerte sie, «Leopold ist allein nach Zürich gefahren. Wie er in seinem Zustand dort ankommt, weiss der Himmel. Ich kämpfe seit Tagen mit dem Fieber. Mich hat das Baden angegriffen, und ihm hats auch nicht geholfen.» Remy griff nach seinen Krücken und wollte aufstehen: «Ich bedaure das sehr, Frau Doktor. Ich möchte nicht länger stören.» «Bleib nur ruhig hier, Remy», sagte Frau Madeleine, «unser Elend ist schon längst kein Geheimnis mehr. Ich muss ohnehin sofort ins Bett. Ich bin von der weiten Fahrt total erledigt. Mon Dieu, wie soll man diese Überfülle von Unglück verkraften, komm, gib mir ein Glas! Ich werde nicht zum Mittagessen kommen.

Nur Ruhe kann mir noch helfen, Ruhe und eine Kompresse auf die Stirne.»

Catherine führte ihre Mutter hinauf. Allein sass Remy vor den drei Gläsern. Er wusste, dass Catherine so schnell nicht zurückkommen konnte. Er griff nach seinen Krücken und humpelte zu Sophie in die Küche und dann mit dem Kopf voll Gedanken dem Fussweg über die ebene Matte entlang. Bevor der Weg zu steigen begann, blieb er stehen, suchte in seinen Taschen, stopfte die Pfeife und schritt bedächtig weiter und zur Kännelmatt hinauf.

Catherine dachte nicht länger an die Leute im Wartezimmer. Sie half der Mutter ins Bett, zog die schweren Vorhänge zu und bediente sie im Halbdunkel mit Kompressen, Erfrischungen und Medikamenten. Unterdessen erzählte die Mutter ohne Pause, was sie im Kurort erlebte. Wie der Vater eine böse Zeit durchgemacht habe. Anstatt belebend wirkten die Bäder lähmend. Am Morgen war es zeitweilig so schlimm, dass er nur mit seiner letzten Energie aufstehen konnte. Halbe Tage sei er im Rollstuhl gesessen. Die Nachmittagssonne im Park habe ihn wieder etwas aufgemuntert.

«Stell dir vor, Catherine, ich bin jetzt kaum fünfzig Jahre alt und an einen lahmen Mann gefesselt. Zur Zeit, da andere Frauen grosse Reisen unternehmen, endlich das Leben geniessen und auch etwas ausruhen können, trifft mich dieses unheilvolle Schicksal. So sag doch etwas, Catherine, du läufst umher und bleibst stumm wie ein Fisch.» «Ich kann nicht reden», antwortete das Mädchen, «weil ich von diesem Bericht erschlagen bin. Vaters Briefe waren viel optimistischer, noch gestern habe ich einen Brief erhalten, in dem er schreibt: 'Sei zuversichtlich, es kommt alles gut. Schau mir gut zu meiner Praxis. Ich spüre Arbeitslust und habe hier viel studiert.' Nach diesen Briefen ist mir dein Reden, Mutter, wie ein Blitz aus heiterem Himmel.»

«Arbeitslust, natürlich fühlt er Lust, etwas zu unternehmen, Erfolg zu haben, tätig zu sein. Aber er kann ja nicht mehr. Die Lähmung fesselt ihn immer mehr und ich muss zusehen, wie er zerfällt. Kannst du begreifen, wie ich leide. Nein, das kannst du nicht verstehen, sonst würdest du nicht

am hellen Tag lustig und fröhlich beim Wein sitzen. Übrigens, der Wein macht mir Kopfweh, gib mir noch eine Pille, ich muss schlafen können. Das Elend überwältigt mich. Ich bin entsetzlich müde, muss immer und immer an mein Elend denken. Ich habe mir das Leben anders vorgestellt.» Bis in den Schlaf hinein übermannte sie das Unglück und hörte sie nicht auf zu jammern.

Am Nachmittag erlöste sie ein tiefer, ruhiger Schlaf. Für Catherine begann die Arbeit in der Praxis. Der Assistenzarzt war von dem Unfall spät und verärgert zurück-

en. Frisch und munter begrüßte sie Catherine mit den Worten: «Bin ich hier richtig bei Dr. Leopold? Ich möchte den Assistenzarzt sprechen. Ich bin seine Braut!» «Grüezi Fräulein», erwiderte Catherine, «der Herr Doktor ist im Moment leider nicht hier. Wenn Sie ein wenig warten wollen, bitte, kommen Sie in die Stube.»

Die Braut rümpfte ihr Näschen, trat aber durch die Türe und sagte: «Das ist jetzt Pech. Wir sind auf einer Dienstreise und haben nur kurze Essenszeit. Ein Zufall hat uns durch dieses kleine Dorf geführt, da habe ich mir gedacht, ich kann ihm schnell



Ein überraschender Besuch von der Armee kam an die Türe des Doktorhauses.

gekommen, hatte ungeduldig und mürrisch mit den Patienten gesprochen und sie möglichst rasch abgefertigt. Dann hatte er den Wagen bestiegen, Catherine wusste nicht, ob er zu Patienten fuhr oder auf einen Bummel. Sie kümmerte sich auch nicht sehr darum. Er hatte ihr nicht, wie sonst, eine Telefonnummer dagelassen, ein Zeichen, dass er sich unbekanntem Orts aufzuhalten wünschte.

Sie war mit dem Aufräumen der Praxis beschäftigt und hörte, dass drüben im Haus die Türglocke klingelte, eilte ins Vestibül und sah vor der Haustüre eine Mädchengestalt in Uniform, hübsch mit einem blonden Haarschopf unter der kecken Mütze und blitzenden Augen unter ausgezupften Brau-

einen Kuss geben, damit er hier nicht versauert. Ja, ich komme gern auf einen Augenblick hinein, um zu sehen, wie er hier aufgehoben ist. Er ist nun schon einige Wochen hier. Ich weiss genau das Datum, am selben Tag musste ich ins Welschland einrücken.» Unter diesem Geplauder war sie bis in die Stube vorgerückt, schaute interessiert die Bilder und Möbel an und zierte sich nicht, die Einladung, an den Tisch zu sitzen, anzunehmen. Catherine fragte, was sie ihr zur Erfrischung vorsetzen könne. «Das ist mir egal, Wein, Sprudel, Vermouth, was Sie eben zur Hand haben. Ich muss sagen, ich habe eine trockene Kehle, der Föhn drückt.»

Catherine nahm Gläser aus der Anrichte, goss Rotwein ein und bemerkte, um etwas zu sagen: «Gefällt Ihnen der Dienst? Sind Sie jetzt vom Welschland hierhergefahren?» Munter kam die Antwort: «Nein, wir sind für diese Woche verlegt worden. Da das Dorf aber in unserem 50-Kilometer-Rayon liegt, war eine Fahrt hierher möglich. Wie geht es übrigens dem jungen Herrn, fühlt er sich nicht furchtbar einsam in diesem verlorenen Nest?»

Catherine konnte ein leises Lächeln nicht unterdrücken: «Auf alle Fälle hat ihm die Einsamkeit den Appetit nicht verdorben. Er ist munter und sehr beschäftigt.» «Darum schreibt er auch so wenig», warf der FHD Offizier dazwischen, «sonst hat er mir immer jeden zweiten Tag einen dicken Brief geschrieben, wahrscheinlich, weil wir nur selten miteinander am Telefon sprechen können. Ich glaube, es gefällt ihm hier noch recht gut. Wissen Sie, bei ihm zuhause geht es ungeheuer vornehm zu. Alles ist von der Etikette vorgeschrieben, man kann kaum den Kopf drehen, ohne gegen die Regeln zu verstossen, mir kommt das unendlich langweilig vor. Er aber ist sich daran gewöhnt. Ihm macht es nichts aus, sich vom Morgen früh bis abends spät zu beherrschen.»

«Ei, schau da», lachte Catherine, «davon habe ich noch nichts bemerkt. Ich habe nur gesehen, dass er jeden Tag andere Socken trägt, aber das hat ja mit Beherrschung weiter nichts zu tun. Mit den Patienten kann er sehr gut umgehen. Sie haben ihn gern, und er freut sich darüber.» «Ja, wissen Sie», plauderte die Braut weiter, «wo er hinkommt, ist er der Mittelpunkt, ist er umschwärmt und das schätzt und genießt er. Die Frauenherzen fliegen ihm zu. Er hat eine eigene Begabung, die Gefühle zu wecken und erglühen zu lassen. Aber das ängstigt mich nicht. Er ist mir ergeben und verfallen, ich möchte fast sagen, hörig. Ich könnte ihn ausnützen, wenn ich wollte, aber das tue ich nicht. Mir gefällt er, so wie er ist. Aber warum erzähle ich Ihnen das alles? Unbegreiflich, wie ich zu Ihnen in den wenigen Minuten ein Vertrauen gefasst habe. Dabei muss ich mich beeilen, um zu meinen Kameradinnen zu kommen. Was meinen Sie, kommt er fünf Minuten, nachdem ich fortgegangen bin? Das wäre ein Dra-

ma!» Catherine versicherte ihr, dass sie nicht wissen könne, wann er zurückkomme und fügte bei: «Wir haben, trotzdem wir verhältnismässig eng zusammenarbeiten, nur ein rein medizinisches Verhältnis.»

Du weisst nicht, was Frauen vermögen

«Ich weiss, er kann beruflich sehr distanziert sein», versicherte das uniformierte Fräulein, «darum bin ich so ruhig und glücklich. Bitte, richten Sie ihm einen schönen Gruss aus. Ich danke Ihnen herzlich, dass Sie mich so nett aufgenommen haben und auch für den edlen Trunk. Den Wein zu schätzen, habe ich auch von ihm gelernt. Einen herrlichen Abend wünsche ich Ihnen. Vielleicht sehen wir uns wieder.» Mit diesen Worten tänzelte die enganliegende Uniform zur Haustür und an den Fenstern vorbei die Strasse entlang. «Viel Glück», rief ihr Catherine noch nach und schloss mit freundlichem Winken und einem erleichterten Seufzer das Fenster.

Ein herrlicher Sommermorgen stand über dem Tal auf. Die Berge leuchteten, der Schnee flimmerte in den Strahlen der Sonne, die in einem wolkenlosen Himmel ihre Bahn begann. Über dem Dorf lag eine Luft von guter Laune. Da und dort stieg der Rauch aus den Kaminen der Bauernhäuser bolzgrad auf, ein Zeichen, dass Fleisch zum Räuchern in den Kaminen hing.

Im Arzthaus wurde schon früh der Tisch gedeckt. Herr Adalbert schätzte ein geruh-sames und ergiebiges Frühstück mit Schinken und Ei. Dabei durften auch Butter, Konfitüre und Käse nicht fehlen, die Zeitung neben der Tasse und der Aschenbecher. Wie ein Pascha thronte er in Dr. Leopolds Lehnstuhl und blies nach dem genossenen Mahl den blauen Rauch der ersten Zigarette genüsslich in die Luft, betrachtete die wertvollen Bilder an den Wänden und schaute durch die breiten Fenster in die herrliche Landschaft hinaus.

Catherine wirbelte schon geschäftig im Haus umher. Seitdem der Assistent Einzug gehalten hatte, pflegte sie zusammen mit der alten Sophie in der Küche das Frühstück einzunehmen.

Am späteren Vormittag kam auch Mutter Madeleine in die Stube. Sie hatte sich hübsch zurecht gemacht, wie sie es in den letzten Wochen in der Kuranstalt gewohnt war. Da sie den Assistenten mit dem Auto wegfahren sah, liess sie Catherine rufen und setzte sich auf ihren bequemen Stuhl in der Ecke, lud ihre Tochter ein, neben ihr Platz zu nehmen und eröffnete das Gespräch mit den Worten: «Er ist ein eleganter und tüchtiger Herr, unser Adalbert. Ich habe mich während der Kurzeit nach seiner Familie erkundigt. Sein Vater hält Vorträge an der Universität. Seine Mutter ist eine geborene Freuler, irgend ein Vorfahre von ihr hat den grandiosen Palast in Näfels gebaut, wahrscheinlich stammt sie in direkter Linie von diesem berühmten Glarner. Wie mir scheint, ist er bei den Patienten sehr beliebt. Hoffentlich hast du in der Zwischenzeit gut mit ihm zusammengearbeitet.»

Catherin blieb vorsichtig. Wenn die Mutter mit feierlicher Miene und einer umständlichen Einleitung begann, brachte sie gewiss ein ausgefallenes Thema zur Sprache. «Er ist nett, ein verwöhntes Einzelkind und in der neueren Medizin beschlagen.» «Siehst du, meine liebe Catherine, dann gibt es einmal bei der Erbschaft keine Schwierigkeiten. Das ist schon sehr erfreulich. Sein Vater soll ein vermöglicher und angesehener Mann sein, und die Mutter wird wahrscheinlich auch ihren Teil beibringen haben. Ich habe mir während der langweiligen Kur viele Gedanken gemacht, habe meist schlecht geschlafen, und das Bett war auch nicht besonders bequem. Stundenlang habe ich zur Decke hinauf gestarrt und habe schwarze Gedanken gewälzt. Es wird sich nun im Untersuch in Zürich endgültig ergeben, wie es mit Leopold steht. Ich habe schlechte Hoffnung. Er hat mir in letzter Zeit Sorgen gemacht. Mir scheint, die Lähmung wird immer schlimmer. Oft habe ich ihm nicht mehr zusehen können, wie er sich gewehrt hat, wie er alle Kräfte zusammennehmen musste. Meine liebe Tochter, wir müssen an unsere Zukunft denken. Arthur wird noch lange brauchen, bis er sein eigenes Leben verdienen kann. Seine scharfe Intelligenz und seine überschäumenden Talente werden

ihm zum Verhängnis. Er kann nicht auf eine Linie einspielen, immer sind es andere Interessen, die ihn fesseln. Ich habe mir gedacht, wenn die Diagnose in Zürich keine baldige Besserung verspricht, dieser Herr Adalbert ist mir äusserst sympathisch. Er könnte doch später unsere Praxis übernehmen. Du hast ja selbst gesagt, dass du gut mit ihm stehst. Aber, was mir nicht gefällt. Deine Antworten sind so kurz angebunden, ich möchte nicht sagen, geradezu schnippisch, aber es fehlt ihnen die Wärme. Wenn du einen jungen Mann erobern willst, und dazu noch einen so sensiblen und gediegenen Mann, dann musst du ihm auch zeigen, wie du ein gutes Herz hast, nicht nur rein geschäftsmässig mit ihm sprechen, ohne ein gutes Wort. Du weisst, was ich meine!»

«Meine liebe und so sehr besorgte Mutter», sprach das Mädchen leise, «du hast von den jungen Männern eine hohe Meinung. Dein Sohn Arthur ist die Krone aller geistigen Fähigkeiten. Unser Assistent ist der Inbegriff aller Tugenden. Wie soll ich zwischen solchen Idealfiguren noch meinen Platz finden, ich bescheidenes Mauerblümchen. Ich möchte nicht einen Mann, bei dem ich so weit hinaufschauen muss. Adalbert bezeichnet unser Dorf als trostloses Nest. Ich glaube nicht, dass er als Vaters Nachfolger in Frage kommt.»

«Du weisst noch nicht», warf die Mutter ein, «was Frauen vermögen. Wenn ich jung wäre und hübsch wie du, ich würde ihn um die Finger wickeln, wie eine Kasperlefigur an meinen Fäden spielen lassen, zappeln lassen. Deine fraulichen Fähigkeiten sind noch nicht entwickelt, du bist dir deiner Macht nicht bewusst. Du lebst in deinem Schneckenhaus und bemühst dich, dein Herz im Zaun zu halten. Du bist jetzt dreiundzwanzig. Du verträumst dein Leben.»

Catherine sprang auf, zeigte auf die Strasse hinaus und sagte: «Schau, dort kommt dein Schwiegersohn in elegantem Schwung zurück», küsste die Mutter auf die Stirne, fuhr mit der Hand liebevoll über ihr Haar, «ich renne, um ihn zufrieden zu stellen. Ich werde ihm mein Herz zu Füssen legen und ihn anstrahlen, bis er schmilzt. Bist du nun zufrieden?» Damit eilte sie hinaus. Die Mutter blieb in Gedanken versunken

zurück, schüttelte den Kopf und sagte halblaut vor sich hin: «Das gute Mädchen weiss nicht, welch ein Glück ihm zugeflogen kommt. Ja, wenn nicht wir Mütter ihnen beistehen würden ...»

Am Abend dieses schönen Tages kam Remy durch den schmalen Pfad über die Bleichematt, nur noch auf einen Stock gestützt, die Pfeife im Munde und sichtbar guter Laune. Mit Aufräumen beschäftigt, schaute ihm Catherine durch das Praxisfenster zu, sah, dass er keck aufgerichtet und ziemlich rasch voranschritt. Als er sich dem Haus näherte, öffnete das Mädchen das Fenster und rief ihm zu: «Oh, oh, der Mann macht Fortschritte, geht abends spazieren, oder willst du in den Ochsen zum Jass?» Remy humpelte herzu und, da er unter dem Fenster stand, meinte er: «Ist noch nicht weit her mit dem Fortschritt. Ich glaube, ich habe mich doch ein wenig übertan, sollte etwas ausruhen. Könntest du mir durch das Fenster einen Stuhl hinausreichen, nur für ein paar Minuten, dann wirds schon wieder besser sein.»

«Meinst du, ich will eine Scheibe zerbrechen. Komm doch herein. Hier im Wartezimmer kannst du aus sieben Stühlen aussuchen, welcher dir am besten passt. Warte, ich komme schnell an die Türe.» Bald sassen sie vor dem kleinen Tischchen mit den Illustrierten und Zeitschriften. Remy musste sich zuerst Catherines Mahnung und Warnungen anhören, nicht zu weit zu laufen, sich nicht zu sehr anzustrengen, sonst bestehe die Gefahr, dass er Zeit seines Lebens hinken müsse. «Das macht doch nicht viel aus», gab Remy zurück, «ob ich ein krummes oder gesundes Knie unter das Pult strecke, ich habe ohnehin einen sitzenden Beruf.»

«Spotte nicht, Remy, du ahnst nicht, was bewegliche Beine bedeuten.» Ihr Gesicht verdüsterte sich, da sie von ihrem Vater sprach, wie sie jede Stunde den Bericht aus Zürich erwarte und wie wenig Hoffnung bestünde. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Und mitten aus ihrem traurigen Reden heraus warf sie den Kopf zurück und fragte: «Und jetzt, hast du eine Arbeit?» Er gab mit heiterer Miene zur Antwort: «Es lohnt sich, wenn man fleissig und zuverlässig ist. Ich kann zurück auf die Bank in der Stadt,

die mich auch nach Amerika geschickt hat und zwar, was mir am besten gefällt, auf die Treuhandabteilung, Finanzberatung, Nachlassverwaltung und Erbteilungen. Das ist vielseitig und interessant. Sobald mich der Doktor aus der Unfallversicherung entlässt, kann ich dort wieder eintreten. Sie haben geschrieben, auch mit Krücken.»

«Das freut mich für dich», sagte das Mädchen, «wie hat es dir in Amerika gefallen?» «Gut», gab er zur Antwort, «aber ich möchte nicht immer dort bleiben. Das Getetz und den Trubel kann man nur ertragen, wenn man jung ist. Und weisst du, die Frauen sind so hart und unternehmungslustig wie die Männer. Ich habe viel gesehen und leicht Kontakt bekommen, aber nie ein Mädchen getroffen, so wie du, feinfühlig, empfindsam, offen, dem man Vertrauen entgegenbringen und auch Vertrauen gewinnen kann. Mir war nie so richtig wohl in der Nähe der Amerikanerinnen. So wie ich es bei dir empfinde, ein Glückliches, wenn schon das Knie schmerzt, und der Gedanke, zeitlebens hinken zu müssen, so quasi schon in meinen jungen Jahren ein Krüppel zu sein.» Nicht ohne eine umdüsterte Miene stiess er diese Worte hervor.

Catherine tröstete ihn. Das Bein werde bestimmt wieder gut in Ordnung kommen. In einem Jahr werde er mit einem schweren Rucksack auf dem Rücken auf den Titlis steigen und noch jodeln dazu. «Was du von den amerikanischen Frauen gesagt hast, interessiert mich. Ich habe vermutet, dass du dort eine Braut zurückgelassen hast oder mindestens ein gebrochenes Herz. Du bist also unbelastet, aber unglücklicherweise einen Tag zu früh nach Hause gekommen. So konnte dich die Lawine just noch erwischen. Aber ich bin froh, dass du wieder daheim bist. Ich habe viel an dich gedacht während dieser Zeit. Du warst doch, wenn auch weit über mir, mein liebster Schulkamerad. Weisst du noch, wie wir zusammen Äpfel gestohlen, einen Dachs ausgeräuchert, dem Schulabwart die Besen versteckt haben. Und dafür bist du treu zu mir gestanden, hast kein Wort ausgeplaudert.»

Noch viele Erinnerungen aus der Schulzeit wurden heraufbeschworen in diesem trauten Zusammensein. Der Strauch vor dem Wartezimmerfenster wurde vom

Abendwind geschüttelt. Sie merkten nicht, dass es um sie immer dunkler wurde und sich die Nacht in das Tal schlich. Im Haus war schon alles ruhig. «Du, es ist plötzlich dunkel geworden. Du kannst doch nicht in dieser Finsternis allein heimgehen. Das letzte Stück bis zur Kännelmatt hinauf ist anstrengend für dich. Ich fahre dich noch schnell heim. Ich kann nachher die Praxis aufräumen.»

Aber dazu kam sie an diesem Abend nicht mehr. Kaum war sie von der Strasse her auf den Platz vor dem Haus eingeschwenkt, kam Frau Lisbeth die Treppe hinunter, warf die Hände in die Luft und redete: «Wie haben wir uns um dich geängstigt. Ein Glück, dass Sie so lieb sind, Fräulein Catherine. Ist ihm ein Unglück geschehen, dass Sie ihn bringen? Tonja wollte schon auf die Suche gehen. Jetzt aber kommen Sie zu einem Schluck Kaffee in die Stube. Der Vater ist noch auf und freut sich ganz gewiss, dass Sie wieder einmal zu uns kommen. Tonja wird jauchzen. Oder wollen Sie lieber ein Glas Wein?»

Sie wussten nicht recht, ob der Vater schon aus den Kleidern geschlüpft war, aber er kam, zog die Hosen hoch und den Bauchriemen enger, kam mit blossen Füßen daher mit seinem angegrauten, vier-eckigen Bart, seinen verstrubbelten Haaren, begrüßte das Mädchen mit beiden Händen, liess es nicht mehr los, bis es am Tisch neben ihm sass. «Bist lange nicht mehr dagewesen, viel zu lange, Catherine, wir sollten uns nicht fremd werden. Wir gehören doch zusammen, der Hausherr und der Pächter.»

Dann war an eine rasche Heimfahrt nicht mehr zu denken. Tonja setzte sich neben Catherine hinter den Tisch. So eingemauert vermochte sie nicht so schnell auszubrechen. Der Mond glitt hinter Wolken und wieder hervor. Sie achteten nicht darauf. Tonja brachte Krapfen, Nidel und Lebkuchen und redete lustig, so wie das Wasser aus der Röhre des Brunnens, das vor dem Haus in den Trog plätscherte. «Ja, bin ich jetzt bei euch so fremd geworden, dass mich die Mutter mit Sie ansprechen will», meinte Catherine, «ich empfinde das wie eine Beleidigung. Mutter Lisbeth, ich möchte doch wie immer bei dem vertrauten

Du bleiben.» «Hör auf mit dem Blödsinn», brummte Miigi in seinen Bart, «du hast ja Catherine auf den Armen getragen, hast nicht genug Schmeichelworte finden können, sie ihr ins Ohr zu flüstern.»

Die Stubenuhr schlug wieder und wieder eine Stunde, bis Catherine endlich den lieben Leuten eine kurze, gute Nacht wünschen und aufbrechen, in den Wagen steigen und heimfahren konnte. Das Aufräumen in der Praxis verschob sie auf den frühen Morgen.

Endlich wieder Heimatluft

Schon früh wurde Mutter Madeleine aus dem Schlaf gerissen. Ein Telefonanruf ihres Mannes weckte sie. Mit wenigen Worten bat er sie, ihn mit dem Auto in Zürich abzuholen. Über das Resultat des Untersuchungs wolle er daheim reden. Das Bahnfahren sei ihm zu mühsam. Er erwarte sie schon am Vormittag, wolle lieber wieder einmal zuhause z'Mittag essen.

Catherine wurde gerufen. Die alte Sophie musste im Haus herumtanzen, Herztropfen wurden verlangt, Kleider aus dem Schrank gerissen und aufs Bett geworfen. «Seine Stimme war heiser», jammerte die Mutter, «er war nicht lieb, eher bedrückt. Er hat gewiss einen schlechten Bericht bekommen. Gib mir doch lieber das dunklere Kleid. Wenn ich nur gut durch den höllischen Stadtverkehr komme. Die Halskette kann ich nicht finden. Wo habe ich nur den Führerschein hingelegt. Bring mir eine Tasse Kaffee.» Hilferufe und Befehle wirbelten durcheinander. Aus der Praxis ertönte die ungeduldige Stimme des Assistenten. Catherine, Schlimmes befürchtend, anerkant sich, den Vater zu holen. «Nein», sagte die Mutter resolut, «er hat mich verlangt.»

Sie eilte in die Garage, entschied sich für den grossen Wagen, musste wieder hinaufrennen und die andern Schlüssel holen, dann heulte der Motor auf, knirschte das Getriebe, schoss der Wagen auf die Strasse hinaus, wendete und fuhr davon. Catherine rief alle guten Geister an und schickte sie der Mutter nach. Den heiligen Christophorus bat sie um Hilfe, den heiligen Bernhard von Menthone, die Muttergottes und die heilige Dreifaltigkeit. Dann suchte sie den aufgeregten Assistenten zu beruhigen, So-

phie für ein gutes Mittagessen zu begeistern und ihr Herzklopfen zu beschwichtigen.

Wenn auch Frau Madeleine in ihrer Nervosität alles durcheinander werfen, Siebenerlei gleichzeitig herbeiwünschen konnte, in der Stunde der Gefahr blieb sie tapfer und besonnen. Kurz vor halb zwei Uhr fuhr der Wagen vor das Doktorhaus. Mühsam stieg Dr. Leopold aus. Bleich und unsicher schritt er auf die Türe zu, von seiner Frau und Catherine gestützt, betrat er das Haus.

«Endlich wieder Heimatluft», mit diesen Worten blieb er im Hausflur stehen,

Arm auf seine Schultern und strich mit der Hand über sein Haar. «Du hast Recht, Catherine, ich will noch essen, solange ich noch kann. Die Lähmung wird mit der Zeit überhand nehmen und weiter hinaufkriechen, bis ich reif bin für den Sarg. Wahrscheinlich werde ich verhungern. Aber jetzt bin ich noch nicht soweit, darum wollen wir gemütlich zu Mittag essen. Sophie wird mir reichlich und gut gekocht haben, die treue Seele. Ich will jeden Bissen dankbar annehmen, den mir der liebe Gott schenkt.» Frau Madeleine konnte ihre Tränen nicht



Er begleitete sogar seine Frau in die Stadt und ins Theater.

schöpfte tief Atem, «ich danke dir, liebe Madeleine, dass du mich so gut heimgebracht hast. Und jetzt will ich, trotz aller Müdigkeit, wieder mit euch an den Tisch sitzen und in meinem lieben Haus Mahl halten. Die Baderei hat nichts genützt, und von allen Befürchtungen ist die schlimmste wahr geworden.» Er schritt zögernd auf seinen Stuhl oben am Tisch zu, «die Zeit, die mir noch bleibt, möchte ich noch mit euch, ihr Lieben, in herzlicher Freundschaft verbringen.» Auf die Lehnen gestützt und von mächtigen Gefühlen bewegt, setzte er sich an den Tisch.

Catherine schöpfte ihm Suppe. «Du musst essen Vater, du bist magerer geworden, du musst dich stärken.» Sie legte ihren

mehr zurückhalten, sie tropften ihr in die Suppe. «So, und nun Schluss mit dem Gemjammer», sagte Leopold, «Herr Assistent, wie gehts in der Praxis?»

Glücklicherweise hatte Adalbert Erfreuliches zu melden. Das Gespräch befasste sich nun mit medizinischen Fällen, sodass Frau Madeleine unauffällig verschwinden konnte. Catherine blieb vor ihrem Teller sitzen. Sie konnte nicht essen. Das Elend würgte sie zu sehr. Auch Sophie schmeckte der gute Braten nicht. Leopold aber griff wacker zu, trank mit Wollust den guten Wein, der dunkelrot in seinem Glas funkelte. Plötzlich schaute er zu Catherine hinüber und sagte unwillig: «Mach doch nicht ein Gesicht wie Matthä am Letzten. Noch wollen wir fröh-

lich sein und uns am Leben ergötzen. Zum schwarzen Kaffee möchte ich, dass du ans Klavier sitztest und mir eine muntere Weise spielst von Mozart oder Haydn.»

Die nächsten Wochen führte Dr. Leopold die Praxis wieder allein. Gute und schlechte Tage wechselten ab. Die Patienten nahmen Rücksicht auf seine Krankheit. Den Winter über schien sich sein Zustand zu bessern. Er begleitete sogar seine Frau in die Stadt und ins Theater, war mächtig stolz auf diese Leistung. Gelegentlich schritt er auch durch die Küche, mahnte die Köchin, ein fröhliches Gesicht zu zeigen, drohte ihr mit dem Stock: «Wenn man ein runzeliges Gesicht hat, ist ein Lächeln auf den Lippen doppelt schön. Du musst fröhlich sein, Sophie, als ob es zum Tanzen ginge. Wer weiss, machen wir miteinander noch einen lustigen Tanz.»

Im Frühling und in den ersten heissen Tagen gewöhnte er sich, an Krücken zu gehen. Catherine und seine Frau nahmen ihm jeden schwierigen Handgriff ab. Immer noch brannte in der Nacht seine Leselampe. Immer noch studierte er in Zeitschriften und Büchern die neuesten Errungenschaften der Medizin.

Da er einmal schon spät in der Nacht in die Praxis gehen wollte, um einen Krankenbericht zu holen, sah er, dass im Wartezimmer noch Licht brannte. Er öffnete die Türe und sah seine Tochter auf dem Tischchen mit den Illustrierten sitzen und ihr gegenüber des Pächters Sohn Remy, dessen Gesicht zunehmend röter wurde. «Guten Abend», grüsste er ihn, «ich will nicht stören, aber du kommst mir gerade zupass, Remy, ich möchte mit dir reden. Wenn ihr soweit seid, komm bitte zu mir in die Stube.» Auch an Catherines Hals zeigte sich eine verdächtige Röte. Beide standen auf und begleiteten ihn.

Der Vater drängte zum Tisch. Da er sich niedergesetzt hatte, sagte er leichthin: «Catherine, hole mir eine Flasche Dôle und bring zwei Gläser.» Erstaunt ging das Mädchen hinaus, öffnete die Flasche, kam zur Kredenz zurück, rieb die Gläser aus und stellte sie vor die beiden Männer hin, schenkte ein und sagte: «Prosit! Vater, ich hätte auch Lust auf einen guten Schluck.»

«Was jetzt kommt, das ist ein Männergespräch. Nachher rufe ich dich herein», sprach Leopold feierlich und schwieg, bis seine Tochter verschwunden war und die Türe hinter sich zugezogen hatte. Dann begann er vor dem verlegen dasitzenden jungen Mann: «Du bist jetzt schon lange wieder auf der Bank in der Stadt. Wie ich gehört habe, in der Treuhandabteilung.» Remy bestätigte dies und bemerkte, es gefalle ihm gut dort. Dr. Leopold fuhr fort: «Du hast mit Erbschaften zu tun, wie ich vernommen habe. Das passt mir gut, dann bleibt das, was ich mit dir zu besprechen habe, sozusagen in der Familie. Deine und meine Familie gehören ja seit Jahrzehnten zusammen, nicht nur durch die Pacht und nicht nur wegen der Kännelmatt. Wir leben zusammen im Vertrauen. Dein Vater ist mit mir in der Rekrutenschule gewesen. Er strotzt noch vor Gesundheit, und ich bin ein kranker Mann.»

Da Dr. Leopold schwieg, bemerkte Remy: «Er klagt auch immer mehr über Rückenschmerzen.» «Immerhin», fuhr Leopold fort, «er ist ein Riese gegen mich!» Er warf einen Blick auf die Gläser und sagte: «Entschuldige bitte, ich habe den Wein vergessen. Auf dein Wohl!» Hell klang das Glas in dieser stillen Stube. Dann begann der Arzt wieder zu sprechen. «Warum ich dich hergebeten habe, Remy. Ich will mein Testament machen, und dafür brauche ich einen Vertrauensmann, zuverlässig und verschwiegen. Wenn du deinem Vater nachschlägst, kann ich beruhigt sein.» Mit einem Seufzer der Erleichterung gab Remy Bescheid: «Auf Treu und Ehre.»

Dr. Leopold griff in die Tasche, reichte ihm einen Schlüsselbund und sagte: «Nimm das Bild mit den Fischerbooten von der Wand und gib mir aus dem Tresor das gelbe Couvert, das zuunterst liegt. Ich kann nicht mehr mit beiden Händen gleichzeitig in der Luft herumfuchteln.»

Remy erkannte sofort den Tresorschlüssel und legte ihm bald das Gewünschte auf den Tisch. Leopold führte indessen sein Glas zum Munde, trank mit Behagen und beugte sich dann über die Schriftstücke: «Ich habe schon eine Skizze zusammengestellt. Sie muss noch in die juristisch richtige Form gegossen werden. Du kannst sie

einmal mitnehmen. Eine Liste der Vermögenswerte, wie sie in dieser Aufstellung erwähnt sind, behalte ich vorläufig hier.»

Die beiden Köpfe schwebten lange Zeit nahe beieinander über den Papieren, nur ein leises Murmeln war zu vernehmen, bis Remy die Schriftstücke wieder in den gelben Briefumschlag steckte, alles versorgte und das Bild wieder an die Wand hängte. «Nun kannst du Catherine holen, damit sie auch zu ihrem Schluck Wein kommt, den sie so sehr schätzt», forderte er den jungen Mann auf. Remy ging in die Praxis, die Küche, durchstöberte das ganze Haus, aber Catherine war nicht zu finden. «Geh du jetzt nach Hause», meinte Leopold, «ich bleibe noch eine Weile hier sitzen, lasse mir deine Gedanken durch den Kopf gehen. Dann kommt Madeleine aus ihrem Club zurück und hilft mir ins Bett. Ich danke dir Remy, du hast eine gute Idee. Ich brauche jetzt nicht mehr zu Advokaten zu pilgern, bin froh.» Mit diesen Worten verabschiedeten sich die beiden Männer mit einem kräftigen Handschlag. Dr. Leopold griff nach dem Buch, und Remy ging in Gedanken versunken über die Bleichematt heimzu.

Kaum hatte Remy den Waldrand erreicht, löste sich eine Gestalt aus dem Dunkel und trat auf ihn zu. Er hatte auf den Weg geschaut und die Nahende nicht beachtet. Plötzlich spürte er eine Hand auf seiner Schulter, erschrak und sah in das Mädchengesicht, das von bleichem Mondlicht beschienen war. «Catherine», rief er, «du bist da? Wir haben dich überall im Haus gesucht.» Leise, mit verhaltener, weicher Stimme sagte das Mädchen: «Ich hab's im Haus nicht mehr ausgehalten. Ich musste an die Luft. Sag mir, war's schlimm?»

Laut lachte er in das Dunkel der Bäume hinein: «Nicht wegen uns hat er mich in die Stube geholt, wegen ihm. Er hat mich um einen juristischen Rat gebeten. Arthur macht ihm Sorgen.» «Dann ist alles gut», jubelte Catherine, «ich habe alle Heiligen angerufen, tausend Ängste durchgemacht, der Mutter Gottes in der Grotte eine, zwei und zuletzt noch eine dritte dicke, grosse Kerze versprochen. Was ist mir alles durch den Kopf gefahren, Hausverbot, Bannstrahl, Achtung bis ins dritte Glied. Komm, gib mir einen währschaften Kuss und ver-

scheuche alle wüsten Bilder aus meinem Kopf.»

Remy liess sich nicht ein zweites Mal auffordern. Nur zu gern schloss er das Mädchen in seine Arme und drückte es an sich, als ob er es seiner Lebtage nie mehr, loslassen wollte, bis es nahezu den Atem verlor und sich aus Notwehr freimachen musste. Da es wieder richtig atmen konnte, fragte es: «Was wollte mein Vater von dir? Er war so feierlich gestimmt.» Auch Remy legte eine gewisse Feierlichkeit in seine Stimme: «Meine liebe Catherine, das ist ein Geheimnis, denk dir, dein Vater und ich haben jetzt ein Geheimnis, das uns zusammenbindet, ein Geheimnis, das im Schweigen des Vertrauens versenkt ist. Weisst du, was das für uns bedeutet?» «Remy, ich bin ja so glücklich. Zentnerschwere Steine sind mir vom Herz gefallen. Ich stelle nicht eine einzige Frage mehr. Noch besser, ich verschliesse dir den Mund.» Und schon warf sie ihm ihre Arme um den Hals und tat es ergiebig.

Sie wollte ihn heimbegleiten. Er wollte sie heimbegleiten und so kam es, dass sie schliesslich viermal die Bleichematt durchquerten. Zuletzt verlangte sein Knie ein Ruhebänkchen, das sie, der Himmel hatte sich derweil mit Wolken überzogen, in finsterner Mitternacht in der Nähe des Doktorhauses fanden. Dort konnten sie sich ausruhen vom Flüstern, Umarmen und Küssen.

In Sandalen mit rasiertem Schädel

Mutter Madeleine sass in der Stube beim Frühstück. Die letzten Tage waren mit Verpflichtungen reichlich gefüllt gewesen. Sie hatte einen Bazar zu Gunsten der Erweiterung des Kindergartens eröffnet. In der Stadt im Automobilclub der Inthronisation des neuen Präsidenten mit Nachtessen beigewohnt. Im Wohltätigkeitsverein eine Ansprache gehalten und im Comitee für Flüchtlingshilfe ein Arbeitsessen hinter sich gebracht. Jetzt wolle sie in aller Ruhe und mit Genuss ihren Kaffee trinken.

Sie schaute vergnügt über das wohlgeordnet aufgestellte Porzellangeschirr, sah Butter und Confitüre glänzen und nippte vorsichtig am heissen Kaffee. Sophie brachte ein Telegramm herein, legte es neben das

eben mit Butter bestrichene Brötchen und verschwand, ohne ein Wort, hinter der Küchentüre. Madeleine erschrak. Ein Telegramm an sie adressiert. Mit dem Ankenmesser schlitze sie den Briefumschlag auf. Nur wenige Worte standen auf dem Blatt: «Bitte schicke sofort 3000 Franken, Lebensgefahr. Arthur.»

Sie starrte vergälstert auf die Zeilen. Absender: Neu-Delhi. Indien. Sie sah nicht mehr die knusprigen Brötchen, noch nicht mehr den dampfenden Kaffee, liess das angebissene Gipfelchen im Teller liegen. Bisher hatte sie die Briefe ihres Sohnes aus ihrer eigenen Kasse beantwortet, aber 3000 Franken konnte sie nicht blitzartig herbeizaubern. Runzeln bildeten sich auf ihrem sonst glatten Gesicht. Sie deckte ihren Mund mit der Hand, wischte sich den Schweiß von der Stirne und sank wie entgeistert in ihrem Stuhl zusammen.

So blieb sie lange sitzen, bis der fürchterliche Druck auf dem Herzen durch einen Schrei gelöst wurde: «Leopold!» Und dann wieder noch lauter und mit fiebriger Stimme: «Leopold!»

Sie kam herbeigesprungen. Catherine schaute zur Türe hinein und sagte: «Vater kann jetzt nicht kommen, er ist mit einem blutenden Patienten beschäftigt, kann ich dir helfen?» «Nein», entrang sich der bedrückenden Brust, «nein nur er, aber sofort.» Sie bot ein Bild der Verzweiflung.

Catherine wurde energisch weggeschickt. Nach unseligen Minuten des Wartens kam, auf seine Krücken gestützt, endlich Dr. Leopold unter die Türe, sah seine niedergeschmetterte Frau, die ihm das Telegramm entgegenstreckte und mit einem Spitzentaschentuch die Tränen trocknete. Er las die wenigen Worte, schaute auf und fragte: «Hast du ihm schon früher Geld zugeschickt? Wie oft, wie viel?» Nun erhob sich Frau Madeleine, kam ihm einen Schritt entgegen und sagte: «Leopold, es ist dein Sohn, dein einziger Sohn. Weil du ihn so kurz gehalten hast, habe ich ihm dann und wann geholfen, aus meinem eigenen Geld, aber so viel kann ich nicht freimachen. Hilf mir! Hilf ihm! Er ist in Lebensgefahr!» Mit einem tiefen Seufzer sank sie auf ihren Stuhl zurück, griff an ihr Herz und rang nach Atem.

Der Mann mit seinen Krücken schaute voll Mitleid auf seine verängstigte Frau und sprach bedacht: «Beruhige dich, liebe Madeleine, zuerst kommen jetzt meine Patienten. Derweil will ich mir die Sache durch den Kopf gehen lassen. Trink eine Tasse Kaffee und iss etwas, wenn du kannst. Dann wollen wir beraten, was zu tun ist. Geh, leg dich ein wenig hin, bis du deine Nerven wieder in Gewalt bekommst. Wir sehen uns beim Mittagessen wieder.»

Er schickte Catherine zu ihr und widmete sich in aller Ruhe den Kranken. Catherine, die jeden freien Augenblick in ihr Zimmer hinaufgesprungen war, meldete nach einer guten Stunde, sie habe ein Beruhigungsmittel eingenommen und sei nun in Schlaf versunken.

Beim Mittagessen blieb Madeleines Platz am Tisch leer. Vater und Tochter konnten in Musse die Lage besprechen, die Schwächen und Tugenden des Indienfahrers bereden. «Wenn ich ihm ein Flugbillettschicke, kann er im Flugzeug seinen Hunger stillen. So viel ich weiss, kann man ein Flugbilletts telegraphisch buchen und das Geld anweisen. Erkundige dich bitte, ob das stimmt.»

Ohne im Telefonbuch nachzuschauen, setzte sich Catherine an den Apparat, wählte die Nummer vom Remys Bank und erledigte den Auftrag in wenigen Minuten. An Arthur telegraphierte sie: «Flugbilletts Neu-Delhi - Zürich angewiesen. Wiedersehen. Leopold.»

«Er wird mit vielen Erfahrungen zurückkommen, das Muttersöhnchen», sagte er mit Wehmut, «vielleicht bringt ihn meine Krankheit zur Vernunft.»

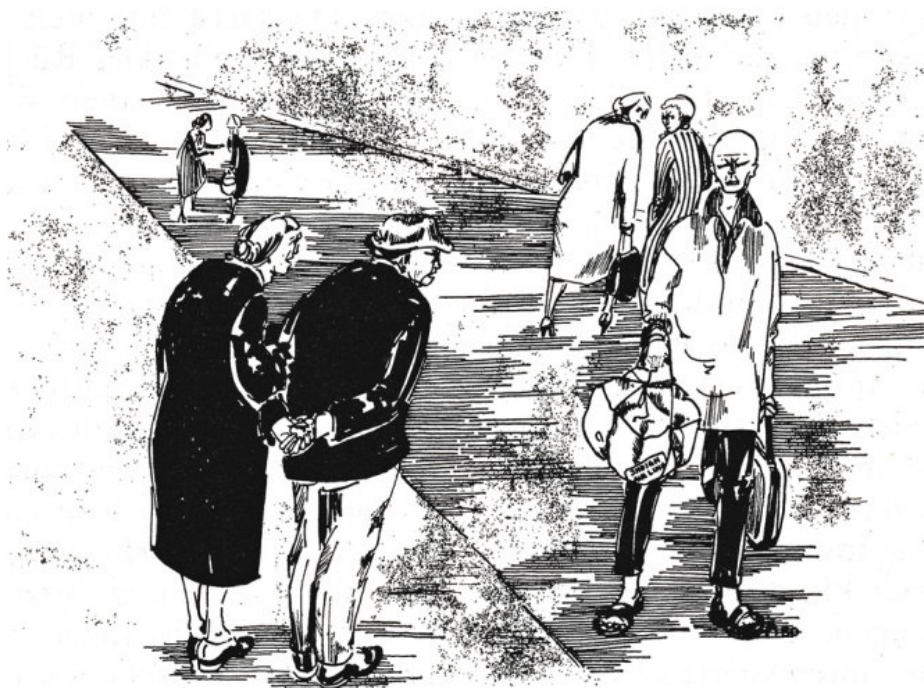
Kaum eine Woche darnach kam Arthur zurück. Seine Habseligkeiten trug er in einer verschnürten Kartonschachtel. Der Regen fiel und der Wind peitschte dem Wanderer die Nässe ins Gesicht. Sandalen an den Füßen platschte er über die vom Wasser überflutete Strasse. Die Tropfen prallten auf seinen rasierten Schädel. Er näherte sich dem Haus, suchte in allen Taschen, fand den Schlüssel und öffnete seines Vaters Haus, trat in das Dunkel hinein, tappte nach dem Schalter und stand plötzlich im hellen Licht. Er blinzelte lange, musste sich zuerst an die Helligkeit gewöhnen, strich

sich über die Augen und schritt dann auf die Stubentüre zu. Sie war nur angelehnt. Er stiess sie auf und sah seinen Vater unter der Leselampe mit einer Zeitschrift in der Hand, seine Beine waren mit einer Woldecke zugedeckt. Er suchte seiner Stimme einen munteren Klang zu geben: «Guten Abend, Vater, da bin ich wieder.»

Dr. Leopold erschrak. So tief war er in seine Lektüre versunken. «Komm, setz dich in meine Nähe, nimm einen Stuhl. Ich kann leider nicht ohne Schwierigkeiten den Sitz

heilt. Zuerst wird der seelische Zustand gehoben, dann fallen die Krankheiten wie reife Früchte ab.»

«Und wie ist es nun mit deinem seelischen Zustand, den Augen gemäss nicht besonders gut», meinte der Vater. «Die Heilung wurde eben unterbrochen», äusserte sich zögernd der Sohn, «mein Führer ist verreist. Ich musste einen andern Guru suchen, darum habe ich der Mutter um Geld geschrieben. Bei einem Lehrer neu einzutreten ist ziemlich kostspielig, besonders,



Sandalen an den Füissen platschte er über die nasse Strasse und trug seine Habseligkeiten in einem verschnürten Paket.

wechsell. Wie geht es dir?» Arthur schien über die freundliche Begrüssung froh zu sein, nahm den Hocker vor dem Kamin und sprach aufgeräumt: «Mir geht es gut, wie du siehst. Abgebrannt bis auf die Fusssohlen, aber abgesehen vom Finanziellen möchte ich diese Reise nicht ungeschehen machen. Ist die Mutter nicht zuhause?» Leopold betrachtete seinen Sohn aufmerksam. «Madeleine und Catherine sind in der Kännelmatt, sie machen Confitüre. Aber was ist mit deinen Augen? Mir scheint, deine Augen sind krank.» Arthur wehrte ab: «Das ist schon einige Wochen so. Nicht weiter schlimm, wäre nun bald ausgeheilt worden. Du musst entschuldigen, wenn ich etwas gegen deine Schulmedizin sage. In Indien wird jedes Übel von innen aus ge-

nachdem man sich nach deinem Vermögen erkundigt hat. Die vermöglichen Schüler müssen für die armen zahlen. Dort ist eben eine echte Bruderschaft; die gegenseitige Hilfe und Liebe überstrahlt alles. Du kannst dir nicht vorstellen, wie gehoben, wie leicht und unwirklich dort das Leben in diesen Gemeinschaften ist, man fühlt sich über den Dingen, ist erfüllt von Gottes Kraft und lässt sich nicht mehr von unnützen Sorgen plagen.» Der Vater hatte schweigend zugehört, den Blick aber nicht von seinem Sohne abgewandt. «Mir scheint, diese indischen Geistesmächtigen vermögen über allerlei Gefühle zu herrschen, aber den leeren Magen können sie nicht füllen. Du hast Hunger Arthur, das sehe ich dir an. Nur schade, dass die Frauen noch nicht zurück-

gekommen sind. Geh in die Küche und schau, ob du etwas findest. Du kannst hier am Tisch essen und mir dabei erzählen, was du erlebt hast.»

Nur zu gern folgte Arthur dieser Aufforderung. Wie eine gespannte Feder sprang er auf und verschwand. Den Mund schon voll, kam er in die Stube zurück mit einem Teller voll Aufschnitt und Schinken, mit dem Brotkorb und mit Wein. Mit Wonne schaute Leopold zu, wie mit Heisshunger gegessen wurde, wie das Weinglas nachgefüllt und genüsslich die Kehle gekühlt wurde. Er störte ihn nicht bei diesem Mahl.

Erst darnach sagte er gelassen: «So, nun ist der Körper gesättigt. Vielleicht bist du jetzt imstande, einen wahren Bericht von dir zu geben.» Und just in dem Augenblick waren Stimmen im Hausflur zu vernehmen, kamen Mutter und Tochter von der Kännelmatt zurück. Sie hatten wohl die verschnürte Pappschachtel bei der Haustüre gesehen. Frau Madeleine stürmte zur Türe hinein, stürzte sich auf ihren Sohn, erschrak zuerst einen Moment und umarmte und küsste ihn auf beide Wangen stürmisch und noch einmal.

Catherines Begrüssung war weniger zärtlich: «Oh je, was haben sie mit deinen schönen Kruselhaaren gemacht, fort und futsch! Wie der alte Bundesrat Etter sieht du aus, nicht ein besonders hübscher Anblick.» Aber die Mutter liess Catherine nicht weiter zu Wort kommen. Sie bestürmte ihren Sohn mit Fragen, wie die Reise gewesen sei, ob er auch Elefanten gesehen habe, wie die indischen Fürsten wohnen, ihre Frauen sich kleiden. Die Affen im Urwald, die Schlangen, die unübersehbare Menge von Menschen interessierte sie mehr als der Seelenschwung und das Reifen des inneren Wesens.

Schweigend hörte Leopold zu. Schon stand die schwarze Nacht vor den Fenstern als er bemerkte: «Kein Konfekt auf dem Tisch, kein Kuchen. Catherine, hole im Keller einen alten Franzosen, einen Burgunder guter Qualität, wir wollen mit einem erlesenen Schluck auf das Wiedersehen anstossen, ich habe leider kein fettes Kalb im Stall, sonst würde ich den Metzger rufen, den wiedergefundenen Sohn mit einem Festmahl zu feiern.»

Zu später Stunde hantelte sich Leopold in den Rollstuhl hinüber, wurde von Catherine in sein Schlafzimmer gefahren und zu Bett gebracht. Mutter und Sohn blieben am Tisch sitzen. Arthur erzählte und gab auf die vielen Fragen Bescheid, bis ihm die müden Augen zufielen und er am Tisch einschlummerte.

Am Abend darauf sass ein anderer Gast bei Leopold in der Stube. Er hatte vorläufig seine krumme Pfeife in die Hosentasche gesteckt. Sie redeten vom Wetter und wie das Jahr für die Bauern noch ordentlich geraten sei. Sprachen von der Dorfpolitik, denn der Bauer von der Kännelmatt war viele Jahre im Gemeinderat gesessen. Da sich aber das Gespräch in Nebensächlichkeiten verlief und Miigi sein Hauptanliegen zur Sprache bringen wollte, zog er zuerst den Tabakbeutel und dann die Zündhölzer aus dem Hosensack, machte ein ernstes Gesicht und sagte: «Ich bin schon mit manchem Leiden und Gebrechen zu dir gekommen, Leopold, aber so schwer, wie heute Abend ist mir dieser Gang noch nie vorgekommen. Du darfst mir nicht böse sein, aber ich mag nicht mehr. Der Rücken will mich nicht mehr tragen. Bei jedem Wetterumschlag überfällt mich die Gliedsucht und plagt mich in den Nerven. Meine Frau ist auch nicht mehr die jüngste. Wenn wir unsere Toni nicht hätten, wäre es schon längst aus und vorbei gewesen. Aber das ist nicht das Schlimmste. Der Stani, du kennst ja meinen Stani, hast ihn durch die Kinderkrankheiten und nach seinem Militär Unfall behandelt und wieder auf die Beine gestellt. Der Stani, seit Jahren ist er in der Ausbildung, hat sich in ein Mädchen vergafft und will nicht mehr von dort weg. Stell dir einmal vor, der Stani, breit im Rücken wie ich, Kraft wie ein Schwinger und vierschrot, hängt sich an eine Welsche, parliert französisch wie ein Advokat und bleibt hängen. Und nicht nur das, sie ist einziges Kind auf einem schönen, ebenen Heimen. Seit dem Januar ist er dort Meisterknecht. Sie will ihn um alles in der Welt. Heult, wenn er auf den Bieler Markt geht und bringt die Eltern mit ihren Tränen dazu, dass sie ihm zur Hochzeit das Heimen übergeben. Meine Frau, die Lisbeth, will zu Stani, wenn sie schon kein Wort französisch versteht und

ebenso wenig mit dieser jungen Frau reden kann. Aber was kann man machen, wenn sich Frauen etwas in den Kopf gesetzt haben. Das können wir erst recht erfahren, wenn das neue Familiengesetz in Kraft ist. Ich bin dagegen. Miigi, oder Remy wie er sich jetzt nennt, seit er von Amerika zurückgekommen ist, arbeitet in der Stadt. Da musst du schon begreifen, wenn ich dir die Pacht auf der Kännelmatt und auf der schönen, ebenen Bleichematt kündigen muss. Es würgt mir schier das Herz ab, das kann ich dir sagen. Haben all die vielen Jahre kein einziges Unwort miteinander gehabt und die Kinder waren bei mir und dir zuhause.» Miigi stocherte in seiner Pfeife und suchte sein Augenwasser zu verstecken, schnupfte und fuhr mit dem Handrücken über seine Brauen.

«Und du willst fort?» fragte Leopold, «wirst in deinen alten Tagen französisch lernen? Einen alten Baum soll man nicht verpflanzen.» «Sie lässt mir keine Ruhe, und Toni ist in allen Himmeln. Sie ist jung, unerfahren und voll Kraft. Träumt wahrscheinlich von einem eleganten Schnäuzli-max, was weiss ich», gab Miigi zu.

Leopold hob die Hand, meinte dazu: «Wenn man ein Elend auf sich zukommen sieht und kann es nicht verjagen, dann braucht man eine Herzstärkung. Miigi, dort drüben beim Ofen stehen ein paar Flaschen. Die Gläser sind in der Kredenz, nimm von den Flaschen jene mit dem farbigen Wappen und bring die feingeschliffenen Gläser. Ich kann dich leider nicht bedienen, meine Beine sind heute wieder übel dran, dort hats auch zinnerne Untertellerchen. Zieh den Zapfen aus, lieber Freund, wir wollen dem Schicksal die Stirne bieten. Und wenn du heimkommst, trinken wir wieder eine von der gleichen Sorte, ich habe im ganzen noch fünf.»

Die vom Arzt verordnete Medizin tat schon bald ihre Wirkung. Miigi bekam wieder rote Backen, stützte seine beiden Ellbogen breit auf den Tisch, krepelte sogar seine Hemdsärmel auf und schaute im Reden mit seinem Freund wieder munterer in die Zukunft.

Kranke Augen unter zarten Händen

Die entzündeten Augen Arthurs waren auch Mutter Madeleine aufgefallen und hatten ihr Herz bekümmert. Sie bestürmte ihren Mann, sofort die besten Mittel anzuwenden, wenn nötig ihn zu einem Professor nach Zürich zu senden oder an das Institut für Tropenkrankheiten in Basel.

Mit aller Sorgfalt konnte aber das Übel nicht so leicht behoben werden. Einige Wochen lang schien sich die Krankheit noch zu verschärfen. Leopold vermutete, dass die Mittel von Arthur nicht genau nach Vorschrift verwendet werden. Er beauftragte daher Catherine, darüber zu wachen, dass nichts versäumt werde. Sie sollte Arthur zwingen, sich jeden Tag genau nach Anweisung zu pflegen. Mit Vergnügen nahm Catherine diesen Auftrag an, stürmte frühmorgens in Arthurs Zimmer, riss die Vorhänge auf und rief: «Auf, Tagwacht! Jetzt wird nicht mehr herumgefummelt, mit der einen Hand mit Tinktur getätschelt und mit der andern ein Buch gehalten. Innert zehn Minuten hast du in der Praxis anzutreten, rasieren kannst du nachher, von jetzt an werden jeden Tag am Morgen und am Abend deine Augen gepflegt und zwar von mir persönlich. Mein lieber Bruder, jetzt wird ernst gemacht.»

«Was ist denn in dich gefahren?» fragte Arthur, «du kommst wie eine Furie daher, weckst mich aus tiefem Schlaf, was für meine Augen nicht das beste Heilmittel ist und kommandierst wie ein Feldweibel.» Noch vom Schlaf benommen, wollte er sich auf die Seite drehen und weiterschummern, aber Catherine griff nach seiner Bettdecke, nach dem Leintuch und flugs lag der Bruder entblösst vor ihr: «In zehn Minuten, habe ich gesagt, genau 6 Uhr zwanzig antreten. Wiedersehen.» Damit verliess sie das Zimmer.

Von da an wurde die Behandlung strikte durchgeführt. Arthur lag morgens und abends auf der Liege in der Praxis und Catherine belegte die Augen mit getränkten Tüchlein. Manchmal wurden sie vom Assistenten gestört, oder kam Sophie herein, um etwas zu fragen, jedoch nur selten.

An einem regnerischen Abend dauerte die Behandlung länger. Er lag mit bedeck-

ten Augen, fühlte, wie das Brennen langsam verschwand und hörte seine Schwester sprechen: «Arthur, du bist rundherum ein lieber Kerl und hast Talent zum Vergeuden und doch machst du immer Blödsinn. Jetzt möchte ich einmal wissen, und ich bitte dich, offen und ehrlich zu antworten, stimmt das, was du uns von Indien erzählt hast? Ist da nicht noch mehr dahinter?»

Arthur konnte nicht sehen, wie seine Schwester mit ernster Miene sprach, jedoch fühlte er, dass er ihr nicht ausweichen durfte, und so begann er zu reden: «Zuerst war ich hell begeistert, ohne grosse Mühe habe ich auf das Rauchen verzichtet, auf anständiges Essen, auf langen Schlaf, auf den Alkohol. Ich bin mit einer überwältigenden Weisheit bekannt geworden und mit einem Denker, der mich aus allem Bisherigen herausgerissen hat. Ich habe ihm ohne Widerrede gehorcht, jede Stunde des Tages und der Nacht wurde von ihm ausgefüllt, er hat mich als Mönch verkleidet in die Stadt auf Bettel geschickt. Es hat mir nichts ausgemacht. Ich habe gelebt wie im Traum. Nach und nach hat er von mir immer grössere Beträge gefordert, jedesmal aus idealen Motiven, für die Suchenden, die nicht bezahlen können, für die von der Katastrophe überschwemmten Dörfer und weiss ich was. Ich habe die Mutter um Geld gebeten, dem Onkel in Lausanne geschrieben, einen Freund in Zürich angepumpt, der vor mir in Indien war. Ich hatte inzwischen das Betteln gelernt, mit bemitleidenswerter Miene einer armen Frau das letzte Geldstück aus dem Beutel geholt. Dieser Zürcherfreund hat sich die Mühe genommen, mir zu schreiben, wofür das Geld verwendet wird. «Auf dem Flugplatz in Bombay haben einige Gurus Flugbillette nach Zürich bestellt, jedoch nur, wenn sie das Erstklassabteil für sich allein benützen können, haben also 18 Erstklassbillette für sieben Personen bezahlt, um auf dem Flug meditieren zu können. Vielleicht sind da bei auch einige Franken von deinem Geld in die Swissair-Kasse geflossen», meinte der Freund.

Nach diesem Brief habe ich langsam die Augen geöffnet. Sie haben mir damals schon weh getan. Ich habe auch schärfer beobachtet, wie die dummen Europäer eingewickelt worden sind, für ein Glücksgefühl

ein Vermögen zu bezahlen. Und das Resultat! Für Asiaten besteht die Möglichkeit, in dieses losgeschälte Leben immer weiter einzudringen. Das ist eine alte und bewährte Haltung in diesem Land. Aus Europäern können sie nur in den seltensten Fällen und in Jahrzehnten einen Guru machen. Und ob er es erreicht, in diesem Schwebestand zu bleiben und glücklich zu sein, das bezweifle ich. Darum bin ich heute froh, dass mir der Vater ein Flugbillett geschickt hat und kein Geld. Aber jetzt glaube ich, liebe Catherine, können wir den nassen Verband wieder von den Augen nehmen, denn ich sehe jetzt klarer, auch wenn die Augen schmerzen.»

Mit zarter Hand entfernte Catherine die Kompressen. Arthur blieb liegen und wartete, bis er die Stimme seiner Schwester vernahm: «Das ist lieb von dir, dass du mir die Wahrheit gesagt hast. Ich konnte keine Ruhe finden. In der Nacht habe ich immer wieder deine Indienfahrt bedacht. Ich verstehe, es ist nicht leicht, aus dieser Verstrickung herauszukommen. Ich bin glücklich, dass du den Weg gefunden hast, denn, offen gestanden, was habe ich von einem Bruder, der über Indien in den Wolken schwebt. Da bist du mir in der Nähe und greifbar doch noch lieber, trotz all deinen Dummheiten, die du immer wieder machst. Komm in die Stube, wir sind allein, Vater ist bereits zur Ruhe gegangen. Ich habe noch eine halbe Flasche von dem guten Wein, dem exzellenten, der beim langen Stehen sein edles Aroma verliert.»

Einige Wochen nach diesem langen und tröstlichen Abend mit ihrem Bruder reiste Catherine in die Stadt. Mit entschlossener Miene öffnete sie die schwere Türe der Bank und erkundigte sich nach Remy. «Sind Sie angemeldet?» fragte das adrette Fräulein mit freundlicher Stimme. «Ich habe ihm telefoniert, aber keine genaue Stunde vereinbart», entgegnete Catherine. Sie wurde gebeten, nebenan zu warten.

Zwischen stahlgepanzerten Wänden

Sie blätterte in einer Zeitschrift der Maschinenindustrie, dann in der Finanz-Revue und konnte in diesen Bildern und Blättern keine Kurzweil finden. Sie legte ih-

re Hände in den Schoss und bedachte das Anliegen, das sie ihrem Freund vorbringen wollte.

Nach einer kurzen halben Stunde öffnete sich die Türe, Remy stand vor ihr, entschuldigte sich, dass es so lange gedauert habe, lud sie ein mitzukommen. Im Hui brachte sie der Lift in das dritte Stockwerk hinauf. «Das freut mich aber, dass du wieder einmal kommst, Catherine, ich habe herrlich Zeit und bin gespannt. Du hast mir am Telefon gesagt, es sei eine irre Angelegenheit.»

Remy stellte ihr einen Stuhl neben sein Pult. Sie bestaunte die Aktenschränke, die kaum Wand genug für ein Bild freiliessen. «Du hast ein neues Büro, Remy, praktisch, hübsch aber nüchtern.» «Wie dieser Beruf eben ist», sagte er, «Zahlen, Werte, Korrespondenzen und leider keine Poesie.»

Catherine rückte mit ihrem Stuhl etwas näher. «Ich bringe jetzt etwas Romantik in deine Bude. Stell dir vor. Am letzten Dienstag kam in blitzblankem, dunkelblauem Wagen eine Dame angerauscht, gediegen gekleidet, Frisur nach neuester Mode, Handschuhe trotz der Hitze, Spangenschuhe mit Klips, läutete an der Haustüre und verlangte Dr. Leopold privat. Vater hatte einen guten Tag, sass in der Praxis, denn Adalbert hatte seinen Freitag. Du weisst ja, wie die Mutter ist. Hoherfreut über jede Kurzweil begrüsst sie die ihr unbekannte Dame mit nett, welschem Charme, bot zu trinken an, holte Konfekt, erkundigte sich nach dem Befinden, schon bevor sie sich vorstellen konnte. Und dann erst hörte sie, dass sie vor der Mutter unseres Assistenten sass. Sie gratulierte ihr zu diesem Sohn, wurde dann aber doch etwas vorsichtiger.

Die Dame sagte, sie sei eben durch die Gegend gefahren, und bei dieser Gelegenheit habe sie Lust empfunden, einmal mit eigenen Augen zu sehen, wo ihr Sohn nun schon so lange lebe, und was er an der Gegend bezaubernd finden könne. Beide Frauen haben sich im Jammern über die Abgeschiedenheit überboten, wieder am Kaffee genippt und sich so lange Nettigkeiten und Höflichkeiten um die Ohren geschlagen, bis Vater endlich durch die Türe hereinhumpelte. Seufzer über den Zustand seiner Krankheit in Menge, Bedauern mit

Zitterstimme. Auch der Vater hat sich eine Kaffeetasse vorsetzen lassen, seinen Mitarbeiter gerühmt und als sehr tüchtig und modern bezeichnet. Bis dann endlich die Besucherin in elegantem Bogen auf den Zweck ihres Hierseins zu sprechen kam.

«Ich bin der Ansicht, wenn die Männer sich nicht entschliessen können, müssen wir Frauen handeln. Wie gesagt, er ist noch nicht entschlossen, aber für den Fall, dass eine Möglichkeit bestünde, will ich mich über Einzelheiten orientieren. Ist eine Übernahme dieser Praxis bald oder auf Zusehen hin erwünscht? Wie sind die Bedingungen? Er möchte natürlich das Haus und die Praxis übernehmen. Wir haben Geld und schätzen eine Lösung, die Schwierigkeiten in der Zukunft vermeidet. Noch etwas, wenn Ihre verehrte Fräulein Tochter die Stelle der Praxishelferin weiterhin übernehmen würde, wäre ihm das sehr willkommen. Wie Adalbert sagt, ist sie überaus tüchtig und weiss wunderbar Bescheid.»

So ungefähr hat sich nach Mutters Erzählung das Angebot angehört. Vater blieb natürlich die Ruhe selbst. Mutters Herz hat schon gejubelt. Sie sah ihren Traum, nach Lausanne zu ziehen und in ihrer Vaterstadt eine grosse Rolle zu spielen, in die Nähe gerückt. Ich musste in aller Schnelligkeit Schinkenröleli, Butter und Gurken aufstischen, einen kühlen Weisswein einschenken, an dem sie nur nippte, denn sie sei ja mit dem Auto unterwegs. Dann habe ich die Fortsetzung des Gesprächs nicht mehr vernommen. Ich musste höflicherweise in Ausstand treten.»

Dieser Bericht Catherines wurde immer wieder durch Telefonanrufe unterbrochen, oder weil Kollegen Remys unter die Türe traten. «Und was meint der Vater?» fragte Remy. «Der Gedanke ist ihm neu», bemerkte das Mädchen, «er will sich die Sache durch den Kopf gehen lassen. Dich möchte er fragen, was er für das Haus verlangen kann, er ist über heutige Liegenheitspreise nicht im Bild.» «Und du, was sagst du dazu?» fragte er gespannt. «Willst du ihm weiter in der Praxis helfen?» Catherine zuckte mit den Schultern: «Ich lasse den Vater entscheiden und füge mich, wie es kommt.»

«Ich sehe es kommen», sprach Remy in bitterer Miene, «du wirst ihm dienen, bis er dich hat. Schon jetzt merke ich seinen Einfluss. Schon so lange sitzen wir beisammen, und du hast mir noch keinen einzigen Kuss gegeben.» Das Mädchen schaute zur Türe hinüber und verlegte den Wänden nach und sagte: «Wie kann man hier? Du kannst ja nicht abschliessen!» Er lachte. «Wenn es nur an dem liegt. Wir sind ein verschwiegenes Institut und garantieren für Diskretion, komm!» Er führte Catherine zum Lift. Nach schneller Fahrt wechselten sie den Lift und sausten nochmals in die Tiefe,

der empor, Catherine versuchte mit ein paar Griffen die Haare zu richten. «Nein, ich glühe, so kann ich nicht unter die Leute.» «Musst du auch nicht, mein Schatz, jetzt kann ich wieder brav und ruhig bei dir am Pult sitzen, kann mit dir vernünftig darüber reden, komm, wir gehen hinein.»

Aber so oft er auch die Stirne runzelte, den Kopf in beide Hände nahm, ernst bleiben wollte, sie fanden nicht mehr den Zugang zu den schwebenden Fragen, sie scherzten und lachten, er streichelte ihre Hand, die lässig auf dem Pult lag. Ener- gisch erhob sie sich und sagte: «So kom-



Tief unter der Erde befand sich der Raum, dessen Wände mit Stahl gepanzert waren.

durchschritten einen Kellergang mit angelehnten Gittern, mit zwei Schlüsseln öffnete er die schwere Türe und trat ein.

Ein Tisch stand in der Mitte, ein Stuhl und in der Ecke ein zweiter. Die Wände waren mit Stahl ausgepanzert. Remy schloss die Türe und schaltete ein Signallicht ein. Dann nahm er sie ohne Zaudern in die Arme, drückte sie an sich, bedeckte ihren Mund mit Küssen. Die Stahlwände ringsum verschwanden vor ihren Augen. An ihrer Stelle sah sie rote und gelbe Blumen, die ineinander glitten und übereinander purzelten. Nach und nach lockerte sich die Umschlingung. Sie flüsterte ihm ins Ohr: «Du Lieber du.»

Der Aufenthalt in dem schlecht belüfteten Raum war nur kurz. Sie schwebten wie-

men wir nicht weiter. Wir wollen beide nachdenken und den Heiligen Geist um Beistand bitten. Dann rufe ich dich an, oder komme am Abend in die Kännelmatt, dort müssen wir nicht so umständlich Verstecken spielen.» Die Röte war aus ihren Wangen gewichen, da er sie höflich zur Bürotüre hinausbegleitete und zum Lift.

Eine Wohnung am Genfersee

Das Jahr rüstete sich auf den Winter zu. Schon früh wirbelten Schneeflocken über die Matten. Die Berge hüllten sich in Wolken und Nebel. Für Miigis Kopf hätte es nicht der Düsternis dieser herbstlichen Tage bedurft. Ihm blieben ohnedies die Gedanken verdunkelt. Immer wieder durchmass er schweren Schrittes die Stube, den

Stall, die Matten, von denen er sich trennen sollte. Nie hatte er den ebenen Platz vor dem Haus, den hochaufragenden Giebel, das Buffet in der Stube, seine Kammer, den Wald mit solch verliebten Augen betrachtet wie in diesen Tagen, da er von ihnen Abschied nehmen sollte. Ihm war zum Heulen. Schon war sein Nachfolger bestimmt. Er sollte das Heimen übernehmen, ohne in dem grossen Haus zu wohnen. Er wollte die Pacht von seinem Heimen aus bewirtschaften, nur das Tenn für die Maschinen und den Stall benützen.

Stanis Braut, Susanne, war vor zwei Wochen gekommen. Hatte auf echt welsche Art Frau Lisbeth verküsst, war Tonja um den Hals gefallen. Susanne hatte von Stani schon recht gut die deutsche Sprache gelernt, aber ihr Gemisch von Wörtern war nicht leicht zu verstehen. Dem scharfen Blick Miigis war nicht entgangen, dass sie wenig Freude zeigte, die Schwiegermutter in nächster Nähe zu haben. Er beobachtete auch, dass sein Sohn den Ansichten seiner Braut etwas zu viel Respekt entgegenbrachte. Sie war einige Jahre jünger als Stani, ein währschaftes, angriffiges Mädchen mit rabenschwarzen Haaren und dunklen Augen, gewohnt, zu befehlen und ihren Willen durchzusetzen. Sie gefiel Miigi recht gut. Wie sie über seine Kühe urteilte, verriet einen wachen Verstand. 'Sie wird schon früh mit der Peitsche knallen', dachte Miigi, 'wenn er nicht gleich von Anfang an den Meister zeigt, ist er verkauft. Mit ihr kann er dann nicht so umspringen wie mit mir'. Ein heimliches Mitleid mit seinem Sohn nahm im Herzen des Vaters überhand und machte ihm den Abschied von der Kämmelmatt nicht leichter. Miigi lenkte seine Schritte auf die Hinterseite des Hauses. Ein gewaltiger Felsbrocken, der vor Jahrhunderten vom Berg herabgestürzt war, lag dort unweit vom Stublfenster. 'So ein mächtiger Stein drückt mir auf das Gemüt', dachte er.

Der Schwager von Lausanne war ins Doktorhaus zu Besuch gekommen. Seine Frau glich ihrer Schwester aufs Haar. Auch in den Bewegungen zeigte sich auffallende Übereinstimmung. Sie tänzelte, wie Madeleine, hüpfend die Stiege hinauf, fuchtelte mit der Zigarette in der Luft herum, wenn

sie sprach und liess während dem Reden ihre langen Wimpern wippen. Schon bald nach ihrer Ankunft zogen sich die beiden Damen in den oberen Stock zurück, wo sie unbehelligt beide gleichzeitig sprechen konnten. Ihr Mann aber setzte sich zu Leopold in die Stube zu einem ernstem Männergespräch. Die Rede drehte sich um die zukünftige Wohnung in Lausanne. Madeleine hatte ihn beauftragt, nach einer solchen Ausschau zu halten, wenn möglich mit herrlicher Aussicht auf den See, oder noch lieber in einem vornehmen Haus in der Altstadt. Sie wünschte sich in die Bürgerschaft ihrer Vaterschaft einzukuscheln. Dr. Leopold hörte mit Interesse zu, lächelte und nickte, äusserte sich aber nicht direkt zu dieser Wohnungsfrage.

In Arthurs Wohn- und Schlafbude, die von einem grossen Schreibtisch, übersät von Büchern, Zeitungen und Heften beherrscht war, versuchte Catherine etwas Ordnung zu schaffen. Ihre mühevollen Arbeit wurde durch den Eintritt ihres Bruders unterbrochen. Er war tipp-topp gekleidet, griff schon unter der Türe in seine Rocktasche, entnahm ihr einige Hunderternoten, hielt sie wie einen Fächer aufgereiht in die Höhe und prahlte: «Schau da, die habe ich mit meinem Köpfchen verdient.» Das Mädchen blieb erstaunt stehen und fragte: «Im Spielkasino?» «Nein», brüstete sich Arthur, «nein, mit ehrlicher Arbeit, im Schweisse vieler Nächte.» Catherine tat erstaunt: «Ich habe dich in Zürich vermutet, bedrängt von Examensnöten.» «Bin ich auch», brüstete sich der Bruder, «aber so nebenbei habe ich für ein Anwaltsbüro in einer kniffligen Sache ein Gutachten gemacht. Dabei sind diese Nötli herausgesprungen, die ich dir doch schnell zeigen wollte. Übrigens arbeite ich noch weiter für diese Herren Advokaten. Was sagst du dazu?»

«Das ist ja ein unerhörtes Ereignis», pflichtete ihm Catherine bei, «das wird als wichtiger Tag in die Weltgeschichte eingehen. Arthur unterbricht sein Studium, um Geld zu verdienen. Weiss es der Vater?» Arthur setzte sich breitbeinig auf den Betttrand. «Nein, dir wollte ich das Erfolgsresultat zuerst zeigen, um deine schnippischen Bemerkungen über mein Lotterleben abzu-

stellen. Ich habe deine Sticheleien endlich satt. Von nun an bin ich als braver Bürger ernst zu nehmen, merke dir das, holde Schwester!» «Und dein Examen?» Catherine konnte diese Frage nicht unterdrücken. Mit einer grosszügigen Handbewegung antwortete er: «Sie werden, verlass dich darauf, termingerecht abgewickelt. Und jetzt kannst du mir aus der obersten Schublade eine Zigarette hinüberreichen.»

Catherine gab sie ihm, schaute zu, wie er sie umständlich in Brand steckte und dann stolzgebläht aufstand. «Das hat dir die Sprache verschlagen, Catherine, jetzt will ich schauen, wie die Mutter staunt.» Mit diesen Worten trat er aus der Türe und ging hochaufgerichtet die Treppe hinab.

Ein Unterschlupf für dich ist immer bereit

Früh brach der Winter in das Tal ein. Schon Ende Oktober war Schnee gefallen und hatte Matten und Wald eingedeckt. Unerbittliche Kälte hielt das Dorf und die verstreuten Häuser umklammert. Aus den Kaminen des grossen Giebelhauses in der Kännelmatt stieg grauer Rauch auf und wurde gegen den Wald hinüber geweht, in den seinerzeit die Lawine eine breite Schneise gerissen hatte. Nun lag über allen Wunden dieses Unglücks eine weisse Decke und verhüllte, was die entfesselte Natur angerichtet hatte.

Eine weisse Decke lag auch auf dem grossen Tisch in der Stube im Kännelmatthaus und darauf Gedeck an Gedeck, das beste Geschirr aus Truhen und Kasten und feingeschliffene Gläser, die Catherine heimlich gebracht hatte.

Da der Vater aus dem Stall herüberkam, blieb er verwundert unter der Türe stehen und rief in jäh aufsteigendem Zorn: «Lisbeth, Toni, was ist mit dem faulen Zauber, fort mit dem Zeug.» Tonja trat hinter ihn und lachte: «Nicht schimpfen, Vater, wir haben Leopolds zu einem Abschiedsessen eingeladen, sie kommen schon bald, schlüpf in deine Sonntagshose und den schönen, braunen Lismer, den du zur Weihnacht bekommen und nie getragen hast.» «Ich will kein Fest», schrie er zornig, «traurig genug, dass ich aus diesem Haus fort muss. Sofort muss das Zeug ver-

schwinden, sonst schlage ich alles kurz und klein!»

«Komm jetzt, Vater», redete Tonja mit einschmeichelnder Stimme auf ihn ein, «setz dich an deinen Platz oben am Tisch und sag, ist das nicht schön, wie die Teller glänzen und Messer und Gabeln blitzen, die feinen Gläser im Licht glitzern. Da in der Mitte kommt noch ein Blumenstrauss. Meinst du, nach so vielen Jahren gehen wir sang- und klanglos aus dem Haus. Dein Vater ist schon in dieser Stube gesessen, ich weiss nicht, wie lang, wir Kinder sind hier aufgewachsen und gross geworden. Er wäre nicht zum Verzeihen, undankbar, wenn wir Dr. Leopold und seine Familie nicht zum Abschied einen Braten aufstellen, nicht ein Glas Wein einschenken würden. Das begreifst du doch wohl. Wir haben alles in aller Heimlichkeit vorbereitet, damit du dadurch nicht aus deinem gewohnten Tramp geworfen wirst. Und jetzt willst du alles über den Haufen werfen und gönnt deinem Freund nicht einmal ein bescheidenes Nachtessen. Nein, nein, so bist du nicht, guter Vater. Dir tut das Herz weh wegen dem Abschied. Mir auch. Aber deswegen wollen wir doch nicht die Dankbarkeit und den Anstand vergessen.»

Mit finsterer Miene, ohne ein Wort zu sprechen, sass er am Tisch. Tonja hatte sich längst neben ihn auf einen Stuhl gesetzt, ihm ihren Arm auf die Schultern gelegt. Die Mutter hatte sie hineingeschickt und gesagt: «Geh du, du kannst ihm besser um den Bart streichen, wenn er tobt.» «Mir ist zum Kotzen», brach plötzlich aus ihm hervor, «zum Heulen. Am liebsten würde ich mich in ein Fuchsloch verkriechen!» «Bei dieser Kälte, Vater, wäre es nicht zu empfehlen und recht unbequem. Geh, schlüpf du lieber in deinen weichen, warmen Lismer und in ein feines Hemd. Die Mutter hat schon alles bereitgelegt.» Er blieb blicklos auf die festliche Tafel starrend sitzen. Das Mädchen erhob sich und ging leise hinaus. In der Küche sagte es zur Mutter: «Entsetzlich, wie es ihn würgt. Ich musste verschwinden, sonst hätte ich mit ihm geheult. Wäre noch schön gewesen, vertropfte Teller schon vor der Suppe.» Ernst nach langem Warten hörten sie, wie er in die Kammer hinüberschlurfte.

Dr. Leopold stieg mit Mühe aus dem Auto und die steile Aussentreppe empor. Seine Frau und Catherine stützten ihn. Trotz dem beissenden Wind war von seinen Lippen kein Stöhnen und Ächzen zu vernehmen. Mit lachender Miene trat er in die grosse Stube und an die festliche Tafel, an den Platz in der Mitte, wohin ihn Frau Lisbeth führte, dankte herzlich für die Einladung und bemerkte: «Wenn wir auch mit wun- dem Herzen von einander Abschied nehmen, wollen wir doch heute nochmals in

die Jahre den Frieden behütet hat, Gott sei Dank.»

Tonja machte vor der Frau Doktor einen möglichst eleganten Knicks und sagte lächelnd: «Und nochmals vielen Dank für die knusperigen Gipfeli, die ich von Ihrem Frühstück bekommen habe.» Remy kam mit festem Schritt herzu: «Wie Sie sehen, ist mein Knie mit Ihrer Hilfe prachtvoll geheilt. Ich habe am Sonntag schon eine kleine Skitour mitgemacht, ist alles flott gegangen.» Die beiden Männer nahmen sich fest



«Wir wollen noch einmal glücklich sein unter diesem Dach, das uns durch all die Jahre den Frieden behütet hat, Gott sei Dank.»

herzlicher Freundschaft vereint, gemütlich zusammensitzen und uns all der guten Gaben erfreuen, die uns Gott in den vielen Jahren des gegenseitigen Vertrauens und aufrichtiger Zuneigung geschenkt hat.»

Derweil füllten Tonja und Frau Lisbeth die Gläser mit altem Rotwein, dann begannen die Gläser zu klingen. Zuerst in der Mitte des Tisches, dann kamen sie von oben und unten herbei, da Leopold nicht ohne Mühe aufstehen konnte. Frau Madeleine nippte an ihrem Glas und hob stau- nend ihre langen Wimpern: «Wenn das Fest so schön wird, wie der Wein gut ist, bin ich glücklich.» Miigi, dem das Glas nicht so recht in die klobigen Finger passte, meinte: «Wir wollen noch einmal glücklich sein unter diesem Dach, das uns durch all

in den Blick. Es schien, als ob sie ein heimliches Einverständnis in diese Augensprache versenkten.

Dann wurde aufgetragen, die Suppe mit schwimmenden Inseln, Braten vom Rind und Schwein, Bohnen und Blumenkohl, Noccetti und Zucchetti und zum Dessert hausgemachter Lebkuchen und Nidel zu- hauf. Nach dem ersten Glas Wein begannen Frau Madeleines Wangen zu glühen und ihre Worte zu sprudeln. Neben ihr sass Tonja, der besonders ihre Zuneigung galt, die aber immer wieder aufstehen musste, um von diesem oder jenen Gericht Nachschub zu holen, einzuschenken, später Kaffeetassen zu bringen und vollzugiessen. Schon früh wurde das prächtige Blumengebinde auf den andern Tisch hinübergetragen, damit

Frau Madeleine ungehindert mit ihrem Gegenüber sprechen konnte.

Leopold fühlte sich wohl an dieser Tafel. Er war nicht sehr gesprächig, das besorgte seine Frau. Er schaute immer wieder auf das silbrig schimmernde Nussbaumtäfer, an die habliche Decke hinauf, deren Leisten kunstvoll verschlungen waren, in deren Kassetten verblasste Ornamente und Blumen hindurchschimmerten und zum grossen, bemalten Ofen mit dem schwungvollen Aufsatz hinüber. «Mein Kompliment, Frau Lisbeth», rühmte er, «Sie haben zu der alt ehrwürdigen Wirtsstube wacker Sorge getragen. Sie ist genau so gut imstand wie zu Onkel Alberts Zeiten. Hier haben sich nicht nur Wanderer und Pilger wohlgefühlt, auch Fürstlichkeiten haben den alten Passweg beschritten und hier Rast gehalten. Mügi, wenn du einmal aus dem Welschland hierher kommst, ein paar Tage zum Ausruhen brauchst. Ich will dafür sorgen, dass immer für dich und deine Frau ein Unterschlupf unter diesem Dach bereit ist.»

Diese Worte genügten schon, um auf das bärtige Gesicht einen Hauch von Wehmut und Trauer zu legen. Auch Catherine schien nicht sehr gesprächig zu sein. Sie sass neben Remy, schenkte aber eher den Worten der Mutter Gehör. Besorgt um den Vater, der seine Müdigkeit vergeblich zu verbergen versuchte, schaute sie verträumt in die geröteten Gesichter, als ob sie von Kummer bedrückt sei. Remy versuchte sie umsonst aufzuheitern, wurde aber eher von ihrer Verschwiegenheit angesteckt.

Die Gäste brachen auf mit herzlichem Danken und mit guten Wünschen für die Heimfahrt, liessen eine Stube voll Rauch und eine Küche voll Pfannen, Teller und Tassen zurück, die sich neben dem Abwaschtrog auftürmten.

Beim Abtrocknen sang Tonja ein munteres Lied, als sie hörte, dass ein Auto vor das Haus fuhr und dort stehen blieb. Bald hernach war ein Trippeln auf der Stiege zu vernehmen. Catherine schlug mit dem Türklopfer an, stand frierend auf der Laube und sagte: «Der Vater ist im Bett, die Mutter vor dem Fernseher, der Assistent auf Bummel. Ich habe gedacht, ich komme geschwind und will euch beim Aufräumen helfen», und schaute erstmals in die Ecke,

«Was, du bist auch da, Remy! Die Küchenschürze steht dir ausgezeichnet.» «Das habe ich in Amerika gelernt», gab er stolz zurück, «dort machen die Männer mindestens die Hälfte der Hausarbeit.» «Ich heirate einen Amerikaner», rief Tonja, «und verbringe meine Jahre im Liegestuhl am Meer.»

Mit Scherzen und Lachen wurde der Geschirrberg immer kleiner und verschwand langsam in die Gäntherli und Kästen, nur die feinen Gläser blieben übrig und die silbernen Dessert-Löffelchen. «Die nehme ich nachher mit», gab Catherine zu verstehen. «Nachher», fragte Remy. Das Mädchen blinzelte ihm zu.

Wohl eine Stunde danach sassen Catherine und Remy auf dem Kanapee. Sie waren allein. Die müden Frauen waren zur Ruhe gegangen. Sie konnten sich Zeit lassen. Catherine war unruhig. Sie platzte schon bald mit ihrer ersten Frage heraus: «Was hast du gestern abend mit meinem Vater ausgemacht. Er war den ganzen Tag über missgestimmt und bedrückt.» «Ich bedaure unendlich», flüsterte er ihr zu, «das ist Berufsgeheimnis. So leid es mir tut, darüber kann ich dir keine Auskunft geben.» «Immer diese Geheimniskrämerei», trotzte sie unwillig, «als ob ich nicht zur Familie gehören würde.»

Sie warf den Kopf zurück und schaute ihm ernst ins Gesicht. «Gut, lassen wir das! Wann gehst du fort?» «Wohin?» fragte er erstaunt. «Hier aus dem Haus. Sophie hat mir das zugeflüstert, sie hat es von der Mutter gehört», sprach Catherine, «du hüllst dich in Geheimnisse, bis ich immer die letzte bin, die vernimmt, was mich direkt angeht.»

Remy legte den Arm auf ihre Schultern, zog sie an sich und wollte ihr einen Kuss geben. Sie aber wehrte ihn ab: «Zuerst will ich Klarheit haben und Offenheit. Du warst immer ehrlich und gut zu mir. Und jetzt plötzlich dieses Ausweichen und hinterhältige Tun. Ich mag das nicht. Es ist mir zuwider!» «Liebe Catherine, bleib ruhig. Nur noch wenige Tage, dann erfährst du, warum ich dir so viel nicht verraten kann. Du kannst dich auch darauf freuen. Mehr will ich dir nicht sagen.» «Siehst du, wieder dieses Versteckspiel», sagte sie in beleidig-

tem Ton, «ich frage dich, wann du fortgehst, und du fütterst mich mit ausweichenden Worten ab.» «Ja, wenn du nur das wissen willst», tat er erstaunt, «das kann ich dir offen beantworten. Ich gehe nicht fort. Ich bleibe in der Kännelmatt als Hauswächter, bis die neuen Mieter einziehen», und nach einigem Nachdenken fügte er hinzu, «vielleicht für immer!»

Aufatmend und sichtlich erleichtert seufzte Catherine: «Dann ist alles gut. Hättest du mir das gestern abend gesagt, wäre mir ein trübsinniger und schmerzlicher Tag erspart geblieben.

Jetzt bin ich zufrieden und kann ruhig schlafen. Ich wünsche dir noch einen schönen Abend, so kurz er ist. Auf Wiedersehen!» Das Mädchen erhob sich und wollte gehen. Aber daraus wurde nichts. Sie wurde wieder auf das Polster gezogen und gar inniglich umarmt, sodass sie eine Zeit lang kaum mehr atmen konnte. Nach geraumer Zeit, da sie wieder nebeneinander sassen, flüsterte sie ihm ins Ohr: «Wenn du fort bist und über Samstag Sonntag heimkommst, liegen dazwischen fünf Tage der Schwermut. So lange, Remy, kann ich nicht ohne dich sein.»

Nochmals verzögerte sich die Abfahrt und blieben sie erst noch in der grimmigen Kälte lange beim Wagen stehen.

Von einer Traumküche

Wenn es stürmt, Schneewirbel in der Luft tanzen, die Häuser von der Kälte umklammert sind, dann freut sich, wer gemütlich in der warmen Stube bleiben kann. Leopold sass in seinem bequemen Stuhl unter der Leselampe. Seine Frau Madeleine am Tisch mit einer feinen Nadelarbeit. Sie waren allein. Auch die alte Sophie war schon ins Bett gegangen. Leopold legte sein Buch auf das Tischchen nebenan und sagte freundlich: «Madeleine, komm ein wenig in meine Nähe. Ich möchte mit dir reden.» Sogleich stand sie auf, ergriff einen Stuhl und stellte ihn neben den Seinen.

«Du redest so feierlich. Du machst mir direkt Angst. Was ist mit dir los?» «Ich habe dir Wichtiges zu sagen», begann er, «das heisst Schwerwiegendes mit dir zu beraten,

Madeleine. Mit mir gehts bergab, so gerne ich bergauf gehen möchte.»

«In den letzten zwei Wochen ist es besser geworden, es waren gute Tage für dich», entgegnete sie ihm, «aber ich will dich nicht unterbrechen, wenn du in so schwermütiger Stimmung bist.» «Ich bin froh, wenn du mir eine Weile zuhörst. Deine Meinung ist ausschlaggebend», sagte er bedächtig. «Ich muss die Praxis aufgeben. Die Patienten verlieren das Vertrauen zu mir. Meine und des jungen Arztes Behandlungsmethoden sind zu verschieden.» «Er ist aber nett, die Leute haben ihn gern?» fuhr sie dazwischen. Ohne ungeduldig zu werden, begann er wieder: «Ich habe mich also, wenn du nichts dagegen hast, entschlossen, mein Haus mit der Praxis zu verkaufen. Und dann wohin?» Madeleine legte beide Hände auf ihre Brust und rief mit Begeisterung: «An den Genfersee!»

Leopolds Miene verfinsterte sich, da er zu sprechen anfang: «Für dich bald. Du bist noch jung und bei prächtiger Gesundheit. Mir bleibt wahrscheinlich nur noch kurze Zeit, und in diesen Jährchen möchte ich noch hier bleiben, in meinen angestammten Land, inmitten meiner Freunde und lieben Patienten.»

Er sah, wie ihre Augen feucht wurden, die Tränen zu rinnen begannen und wie sie sich beherrschte. «Ich werde dir einen schönen Betrag aus dem Verkauf des Hauses übergeben. Du kannst freigebig bleiben und ungesorgt leben. Kannst nach Lausanne fahren oder wohin es dich freut, soweit meine Krankheit dies erlaubt.»

«Ich werde dich nicht verlassen, Leopold. Ich bin ja um jeden Tag froh und glücklich, an dem du bei mir bleiben kannst. Aber du musst begreifen, ich habe mich hier nur schwer eingewöhnt, das Leben in einer welschen Stadt ist so verschieden. Und auch Arthur könnte dort viel eher Anschluss finden.»

«Mit Tränen, meine liebe Madeleine, werden schwere Entschlüsse nicht leichter gefasst und nicht besser entschieden», mahnte er, «es handelt sich wahrscheinlich nur um kurze Zeit und unterdessen habe ich für dich eine schöne Aufgabe ausgesucht.» Schon war sie wieder hellwach und

gespannt, da er mit bedächtigen Worten erklärte: «Beim Nachtessen bei den Pächtersleuten habe ich mir die grosse Stube angesehen und gedacht, hier möchte ich meinen Lebensabend verbringen, in diesem gesunden, alten Holzhaus, man kann so leicht atmen, diese sechs Fenster in einer Reihe, der prächtige Ofen, alles ist so wahrhaft, so gediegen. Die Türschwellen müsste man entfernen für meinen Rollstuhl und die Küche müsste vollständig neu gestaltet werden. Kühlschrank, Waschmaschine, Herd und Trog hätte alles an einer Front Platz, der Boden, wie du ihn wünschst, die Kacheln mit Zierrat nach deinem Geschmack. Was meinst du, würdest du dies für uns besorgen, Prospekte kommen lassen, die neuesten Modelle aussuchen, mit den Lieferanten verhandeln, die Handwerker überwachen. Selbstverständlich bringt ein Umbau Überraschungen, ergeben sich Arbeiten, die nicht voraussehen waren. Auch dafür möchte ich dich um deine Hilfe bitten.»

Diese Worte brachten eine Veränderung auf Madeleines Gesichtszügen zustande. Aus der bedrückten, gequälten Miene wurde ein freudig gespanntes Antlitz. Ihr Atem ging schneller, sie konnte ihre Hände nicht mehr ruhig halten. Langsam lehnte sie sich zu ihrem Mann hinüber, legte ihre Hände an seine Wange und begann sein Gesicht zu streicheln. «Ich habe doch schon lange von einer neuen Küche geträumt, Leopold», flüsterte sei, «eine Traumküche, in der Kännelmatt ist Platz für ein Paradies!» Noch würgte sie am Gedanken, Lausanne aufzugeben, aber die Aussicht auf das geschäftige Tun mit den Leuten, die bei einem Umbau beschäftigt sind, begann sie zu locken, nahm ihr Interesse vollständig gefangen.

So wurde diese gefürchtete und schwierige Besprechung schliesslich zu einem einhellig vertrauten Zusammensein, während der Sturm an den Fenstern rüttelte und sein Heulen und Brausen ständig wuchs.

Für Kinder haben wir Platz in Fülle

Dieses Gespräch in der heimeligen Stube des Doktorhauses zog noch andere wichtige Unterredungen und Vereinbarungen nach

sich. Der Vater des Assistenten, ein würdiger Herr mit einem Gelehrtenkopf, dessen Haare an den Schläfen zu grauen begannen und seine lebhaftige Frau durchwanderten das Haus bis in den Estrich hinauf. Catherine hatte sich alle Mühe gegeben, Arthurs Zimmer für die Besichtigung herzurichten. Die Dame rümpfte gelegentlich das Näschen, hatte dies und das auszusetzen, mehr Licht in der Küche wäre zu wünschen, die Teppiche im Stiegenhaus seien an den Kanten abgenützt. Die Ausfahrt aus der Garage in die schmale Strasse sei zu eng. Mit grosser Geduld hörte Dr. Leopold alle Mängel seines Hauses an. Er sass im Rollstuhl und wartete auf das Ende, bis alle Aussetzungen vorgebracht waren, ohne eine Miene zu verziehen.

Indessen sass seine Frau in ihrem schönsten Kleid am Tisch. Catherine eilte hin und her, um die Gäste zu bewirten und zu bedienen. Der Vater des jungen Arztes genoss sichtbar den edlen Wein, seine Frau begnügte sich mit einem Kaffee und fand immer neue Gründe, die den Kaufpreis herabsetzen sollten. Man sprach schon vom Termin der Übergabe, denn der Vater drängte eher auf einen Abschluss.

«Ich bin in solchen Dingen nicht bewandert», meinte Leopold, «darum habe ich einen Bankfachmann mit einem Vertragsentwurf beauftragt, er kann auch gleich die nebensächlicheren Bedingungen erklären. Er ist in der Nähe zur Verfügung. Wenn Sie es wünschen, kann ich ihn telefonisch herbeirufen. Dann können Sie den Entwurf mitnehmen und in aller Ruhe das Notwendige ändern oder mir so oder so in den nächsten Wochen Bericht geben.»

Nach längerem Reden und Flüstern über die Gläser, Tassen, den Konfekt, den Aufschnitt, die Gurken und Blumen hinweg, erklärte man sich einverstanden, den Fachmann anzuhören, wenn dadurch nicht eine längere Verzögerung entstehe.

Nach kurzer Zeit erschien in einem blauen, zweireihigen Anzug mit diskreter Krawatte und messerscharfen Bügelfalten, mit einer Ledermappe unter dem Arm, Remy von der Kännelmatt, bot zuerst seinen Gruss dem Herrn im Rollstuhl, dann den Damen und zuletzt dem voraussichtlichen Käufer die Hand, setzte sich gewandt an

den Tisch und verlas, nach kurzer Einleitung, das Schriftstück.

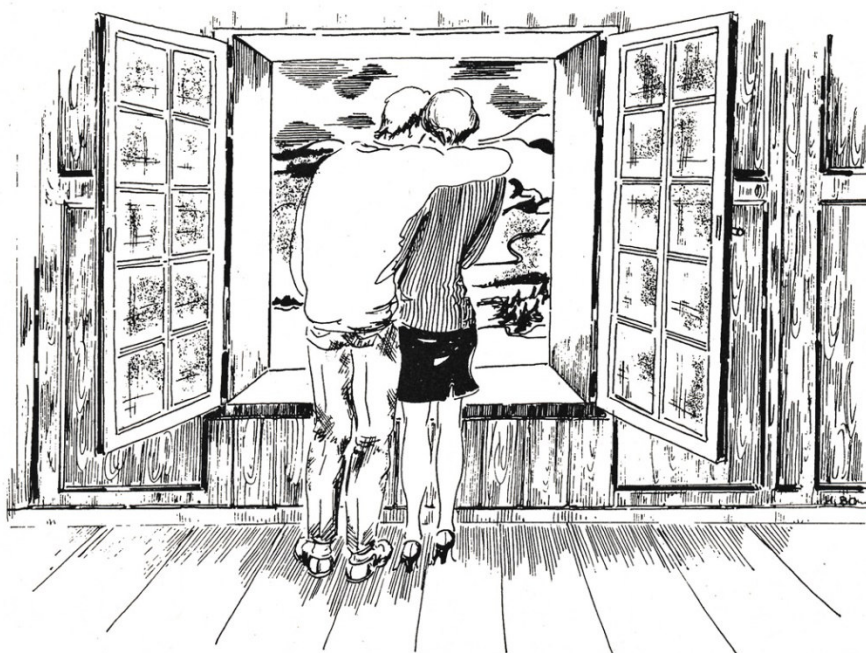
Nur die ernste und ruhige Stimme des Lesenden war zu vernehmen. Einige Male juckte die fremde Dame auf, als wollte sie etwas einwerfen, beherrschte sich aber und hörte weiterhin zu. «Ich habe den Entwurf vierfach angefertigt», sagte Remy sachlich, «Sie können zwei Exemplare mitnehmen.» Er reichte dem Herrn und seiner Frau die Abschriften hin.

Der Herr suchte nach seiner Lesebrille, die Dame durchforschte ihre Handtasche nach Schreibzeug und begann sofort Zeichen in die Zeilen einzusetzen. Eine heftige

und einen prall gefüllten Tabakbeutel. Catherine schenkte ihm aus der halbgefüllten Flasche ein. Frau Madeleine, die immer wieder das Schriftstück zur Hand nahm, begann zu rühmen, wie der Text klar und verständlich abgefasst sei.

Remy blieb zum Nachtessen, blieb während dem interessanten Gespräch über die Käuferin und ihren Herrn Gemahl, und nachdem Frau Madeleine ihren Mann im Rollstuhl zur Türe hinaus gefahren hatte und bis Catherine von den notwendigen Besorgungen zurückkam.

Sie sassen einträchtiglich mit verschlungenen Händen beieinander, er geschniegelt



In diesem Augenblick wurde der Befehl «Hände weg» endgültig aufgehoben.

Diskussion entbrannte, die überwiegend von der Mutter des Assistenten bestritten wurde. Sie erklärte auch, warum ihr Sohn nicht anwesend sei. Er kenne ja das Haus, und für die Verhandlungen habe er zu ihr das volle Vertrauen.

Catherine erschien und fragte, ob sie ein Nachtessen auftragen könne. Stürmisch wurde es abgelehnt im Hinblick auf den frühen Einbruch der Nacht und die fürchterlichen Strassenverhältnisse. Der Abschied wurde mit Nettigkeiten und Schmeicheleien vergoldet und die Zusicherung gegeben, bald Bericht zu erstatten.

Danach setzte sich Remy behaglich an den Tisch, zog seine Pfeife aus der Mappe

und geschnagelt, nur die Haare waren inzwischen ein wenig verstrubbelt worden. Sie in einem einfachen Hauskleid und sagte: «Jetzt kann ich hinterhältig und geheimnisvoll reden, was meinst du, was mit der Kännelmatt geschieht?» Remy schaute in das liebe Gesicht des Mädchens, auf dem ein hämisches Lächeln geisterte und meinte trocken: «Da der neue Pächter das Haus nicht braucht, wird wohl die untere Wohnung vermietet. Im zweiten und dritten Stock hat ja dein Vater ein oder zwei Zimmer meinem Vater zugesprochen. Mit der Zeit werden dort wohl zwei oder drei Partien einziehen.» «Und was geschieht mit dem Stall?» fragte Catherine. Er wiegte den Kopf

hin und her. «Soweit ihn der neue Pächter nicht braucht, wird er wohl leer stehen.»

Remy versuchte den Mädchenkopf näher an sich zu drücken. «Hände weg», befahl Catherine, «jetzt wird zugehört. Ohne Schleichwege und Auskneifen will ich dir jetzt berichten, was ich weiss. Ich will nicht meinen Vorteil ausnützen, dich auf die Marter spannen, wie du es mit mir gemacht hast. Wir ziehen die ganze Familie in die Kännelmatt. Mutter bekommt eine wunderschöne Küche. Sie ist begeistert und wühlt schon in Prospekten. Der Architekt hat mit dem Vater alles besprochen. Damit Vater, auch wenn es schlimmer wird, an sein Sonnen- oder Schattenplätzchen kann, wird zwischen dem grossen Stein und der Hausmauer eine Hebebühne für seinen Rollstuhl montiert und eine breite Türe im hinteren Stubli eingesetzt. Der Heimatschutz schaut nicht so genau auf die Hinterseite der Häuser.»

Jetzt aber vermochte sich Remy nicht mehr zu halten. Er umschlang seine liebe Catherine mit den Armen und drückte sie gewaltsam an sich. Sobald sie wieder des Redens mächtig war, protestierte sie: «Was habe ich dir befohlen: 'Hände weg!' Unterbrich mich nicht! Noch eine andere herrliche Neuigkeit habe ich dir zu berichten. Die alte Küche im zweiten Stock wird auch renoviert. Vollständig ausgeräumt und eine Küchenausstattung neuesten Modells wird eingebaut. Und für wen?» «Wohl für eine halbverrückte Haaramsel, mit der nicht auszukommen ist», brummte Remy. «Nein, für uns!» jubelte sie, «Wir können alle Räume auf diesem Boden für uns haben. Vorne mit der wunderschönen Aussicht, auf der Seite mit den heimeligen Lauben, hinten mit einem Griff Kirschen vom Fenster aus pflücken, neue Böden, Täfer, wo wir wollen, oder die alten Balken als Wand. Und für Kinder, Remy, haben wir Platz in Fülle.»

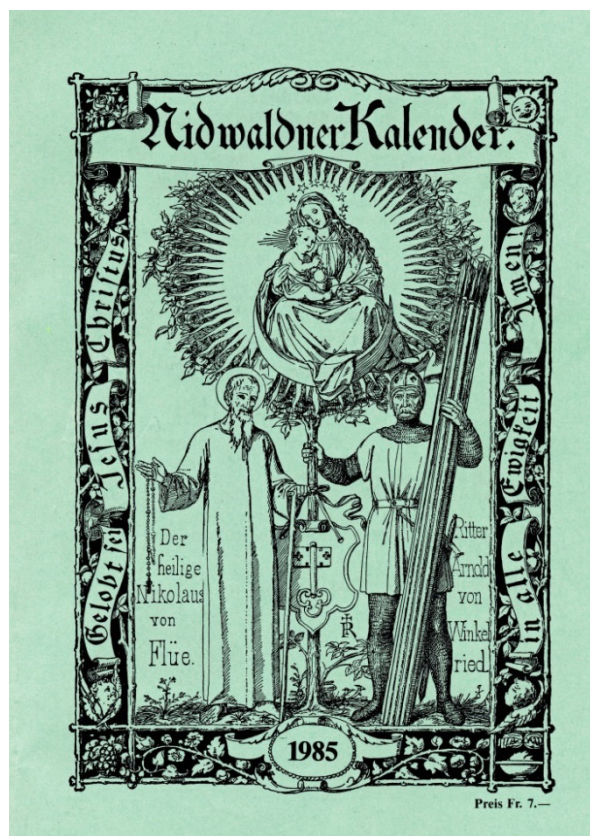
Sie traten zum Fenster hin und öffneten die Flügel weit. Eng aneinander geschmiegt schauten sie in den Abend hinaus.

In diesem Augenblick wurde der Befehl: «Hände weg» endgültig aufgehoben. Der Himmel mit allen seinen Engeln neigte sich über die beiden herab. Ein Gefühl unendlicher Seligkeit erfüllte sie, und sie gaben

und nahmen, was ihnen nur an Zärtlichkeiten und Wohltuen in den Sinn kam.

Am andern Morgen, zur Stunde, da Dr. Leopold auf seinen Krücken in die Stube humpelte, sass dort Remy am Tisch. Leopold vermutete, er sei wegen dem Hauskauf hergekommen und hangelte sich an ihm vorbei zu seinem Stuhl. Kaum hatte er sich bequem gesetzt, sah er den jungen Mann mit ernster Miene auf ihn zukommen, die Hand ausgestreckt, ein Zucken um die Lippen, fast gar, wie wenn er weinen wollte und hörte die Worte: «Ich danke Euch, lieber Vater, für die Catherine und für die Kännelmatt.» Und tatsächlich, der nüchterne Bankmann, der nur darin Genügen finden konnte, Zahlen und Ziffern in Reih und Glied zu bringen, spürte sein Herz heftig klopfen und konnte seine Tränen nicht zurückhalten, sie rollten ihm die Wangen hinab.

– Ende –



Die Kalendergeschichten von Josef von Matt (1901-1988)

Quelle: Maturaarbeit 2010 von Christoph Uiting, Stans:
«Der Nidwaldner Kalender im Wandel der Zeit»

1931	1	Wilde Wasser		1964	34	Die beiden Schwestern
1932	2	Harter Winter – Goldiger Frühling		1965	35	Am alten Pilgerweg
1933	3	Liebe und Geld		1966	36	Der Baumeister Christian
1934	4	Der Balz auf Sonnenberg		1967	37	Im Haus zum goldigen Ring
1935	5	Der Schützenbecher		1968	38	Heimat
1936	6	Der Sattler-Hans		1969	39	Ein Schleier aus Frankreich
1937	7	Falsch und echt		1970	40	Im Doktorhaus am See
1938	8	Viel Wein und viel Liebe				
1939	9	Der Geiz-Michel		1971	41	Die Quelle
1940	10	Marie-Theres		1972	42	Der neue Bäcker
				1973	43	Die alte Uhr
1941	11	Treue (Franzosenüberfall 1798)		1974	44	Vertrauen
1942	12	Schlipfli-Vrenili		1975	45	Der silberne Petrus
1943	13	In der Fluh		1976	46	Die Apotheke zum goldenen Hahn
1944	14	Wider Hass und Streit		1977	47	Der schwarze Onkel
1945	15	Der Waisenhausbub		1978	48	Das Licht auf der Brücke
1946	16	Seines Glückes Schmied		1979	49	Der Blick aus dem Fenster
1947	17	Unter der schwarzen Fluh		1980	50	In die weite Welt
1948	18	Im Seewind				
1949	19	Der Knecht vom Hochtal		1981	51	Fernweh
1950	20	Der Griesli-Lenz		1982	52	Und wieder blüht der Feuerbusch
				1983	53	Der Gewalt entronnen
1951	21	Der Heidenturm im Bühl		1984	54	Warten auf den schönen Tag
1952	22	Die Liebe geht über die Brücke		1985	55	Tapfer unter trübem Himmel
1953	23	Beim Pfarrer im Ribimoos		1986	56	Die Hochzeit in der Schlosskapelle
1954	24	Das Lied der Heimat				
1955	25	Der Ring mit dem roten Stein		1987		2 Kurzgeschichten: Ich habe einmal in die Ewigkeit hineingesehen
1956	26	Das Grab im Wald				S Kathrindli Schriftdeutsche Fassung/ Tonaufnahme von J. von Matt auf Mundart
1957	27	Der Stampfer				
1958	28	Monika				
1959	29	Aus der Kraft der Ahnen				
1960	30	Der Ürte-Vogt		1990		Das Pestloch entstanden 1952 auch in «Josef von Matt erzählt», 1989
1961	31	Der Spekulant				
1962	32	Arzt und Menschenfreund				
1963	33	Im Steinhaus am Mühlebach				
		Beilage zum Nidwaldner Kalender 2013				
		Publikation in Zusammenhang mit dem Schreib-				
		wettbewerb für Kalendergeschichten				
		Herausgeber: Gesellschaft Nidwaldner Kalender –				
		Verlag Bücher von Matt				